

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 26.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

1884.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

(Schluß.)

Der Vollmond war aufgegangen, und er glitzerte und flimmerte in den kleinen Seen, die das Wasser gebildet, und sprang fast in den Fluten, die über das Gestein hinwegstürzten. Das Rauschen des Wassers erscholl mächtig durch die stille Nacht, eine große vielstimmige Symphonie.

Sonst war alles Schweigen, das Schweigen des Todes.

Aber horch, was ist das? ein schwaches Seufzen läßt sich vernehmen, das Wasser übertönt es; aber es ist Menschenton, und jetzt wiederholt es sich, es ist die Stimme eines Weibes.

Elfa lag noch immer an der Stelle, wo sie zusammengesunken war. Das Wasser war allmählich bis hierher gedrungen; es hatte sie erreicht, es belebte sie, erweckte sie zu teilweisem Bewußtsein. Sie will sich erheben — ihr Gewand ist naß und schwer, es klebt ihr am Leibe — und Nacht umgibt sie. — Sie glaubt noch zu träumen und wieder schließt sie die Augen. Aber nach und nach kehrt ihr Wahrnehmungsvermögen deutlicher zurück — und die Erinnerung. — Da springt sie mit einem Schrei in die Höhe.

Sie will wiedersehen, was sie zuvor, zuletzt gesehen, sie will ihn wiedersehen! Ihre Stellung ist dieselbe, ihre Augen suchen in der gleichen Richtung. Sie strengen sich an, um ihn zu entdecken, ihn wiederzufinden, ihr Teuerstes, ihr Alles. — Dort — hoch oben hat er gestanden, und sie hat ihn gesehen, wie er das Kind aus den Trümmern hervorzog und es geküßt hat und an sein Herz gedrückt, und dann — sie streckt die Arme gegen den Berg aus, als wolle sie zurückhalten, was Gräßliches, Verderbenbringendes von dort gekommen — die Wolke, die schwarze Wolke — sie hat sie über ihm gesehen — ihn deckend — ihn —

Sie stößt einen Schrei aus, einen wilden furchtbaren Schrei — es ist der Wahnsinn!

Ihr Kopf kann es nicht fassen, will es nicht fassen, jeder Nerv sträubt sich dagegen. Nein, nein, nein! — es ist zu gräßlich!!

Da greift die geängstigte Natur zu ihrem letzten Hilfsmittel: ihre Vorstellungen verwirren sich, ihr Intellekt ist gestört, Wahrheit und Trug, Phantasie und Wirklichkeit mengen sich zu-

sammen. Dort — erhebt es sich nicht dort?! Ja — ja, dort ragt er in die Höhe — dort — das ist er — er muß es sein.

Sie will ihn erreichen, sie stürzt auf ihn los. Aber schon hat ihr Fuß nicht mehr ebenen Boden unter sich. Da liegen Schutt und Gerölle und Felsentrümmer ineinander gemengt, aufeinander gehäuft, und das Wasser braust darüber hinweg, versperret ihr den Weg, will sie zurücktreiben. Aber nichts kann sie halten und hindern. Er ist dort — im schwankenden Licht des Mondes glaubt sie ihn zu sehen, er bewegt sich.

„Arnold,“ ruft sie; die tosenden Wasser verschlingen jeden Ton. Er kann sie nicht hören.

Aber sie will zu ihm, will ihm näher und näher kommen. Sie klimmt über das Gerölle, über die Trümmer hinweg mit unglaublicher Kraft und Kühnheit; sie stürzt wohl einmal, aber sie erhebt sich wieder.

Hier sind Stellen fein zerriebenen Gesteins, das Wasser hat hier kleine Seen gebildet, sie wadet sie durch bis zu den Blöden, die daraus hervorragen; sie schwingt sich über sie hinweg und setzt ihren Weg fort, immer nach einer Richtung, einer Stelle entgegen mit der Energie des Wahnsinns. Aber was sich dort erhebt, scheinbar in Manneshöhe, es scheint zu wachsen, je näher sie herankommt, es wird zum Riesen.

Sie steigt auf Blöcke um es zu erreichen — endlich! — nach dem Geliebten, Teuren streckt sie die Arme aus, sie hat ihn vor sich, sie glaubt ihn zu umfassen.

Ach, ihre Arme sind so klein, so kurz, sie reichen nicht ihn zu umschlingen — und sein Körper ist so kalt, so eisig kalt — hu —. Ach, es ist auch so lange, daß er hier gestanden. Fester drückt sie sich an ihn, der Teure soll an ihrer Brust erwärmen; und sie spricht zu ihm süße, zärtliche Worte. O Glück, er antwortet ihr wieder. Es ist der singende, kuckende Ton des Wassers, aber sie erkennt darin seine Stimme, den lieben, warmherzigen Ton.

Aber sein Leib wird immer kälter — und es durchschauert auch sie. Er soll fort, sie will ihn hinwegbringen, sie faßt ihn an mit übermenschlicher Kraft, sie will ihn rücken, ihn heben. Umsonst, umsonst! Sie verschwendet alle ihre Kräfte, er rührt sich nicht. Da fängt sie zu bitten an, zu flehen — in wach-

sender Angst und Verzweiflung ruft sie seinen Namen in die Nacht hinaus und schreit ihn endlich laut und überlaut, bis sie gebrochen, erschöpft zusammensinkt. — — —

Georg, der suchend zwischen den Trümmern herumirrt, selbst dem Wahnsinn nahe, hat den Ruf gehört; er war zu ihm gedrungen trotz des tosenden Wassers. Einen Augenblick steht ihm das Herz still, dann horcht er mit gespanntester Aufmerksamkeit. Er hört nichts als das Wasser.

Aber er will sich nicht getäuscht haben und die bereits ermatteten Glieder gehorchen voll neuer Kraft jener Energie, die Wunder vollbringt.

Er springt von Stein zu Stein, über alle Hindernisse hinwegsetzend, um rasch dahin zu kommen, von wo der Ruf erschollen: dann hält er doch wieder einen Augenblick inne, und späht und horcht.

Er sieht nichts, er hört nichts, alles ist stumm und nur das Wasser rauscht in so seltsam klagenden Tönen.

Und wenn er sich doch getäuscht hätte!?

Er wischt sich den perlenden Schweiß von der blassen Stirn, auf der die Adern mächtig angeschwollen sind; dann taucht er die hohle Hand ins Wasser und näßt sich den Mund, der trocken ist und heiß.

Dann dringt er wieder vorwärts auf diesem Leichenfelde. „Was willst du hier,“ ruft er sich selber zu, „hier kann es doch nichts Lebendes mehr geben.“ Sein Auge trifft auf einen mächtigen Block, der sich vor ihm aufrichtet. Was vordem hier gewesen, das war im Augenblick vernichtet, auf Atome zerstampft; sein Blick irrt darüber hinweg, da blitzt es vor ihm auf im Strahl des Mondes, goldig schimmert es ihm durch die Nacht entgegen.

Er springt darauf los, im Augenblick hat er es erreicht. Es ist das Goldhaar Elsa, und er sieht nun auch den Körper des jungen Weibes über den Felsen dahingestreckt.

Er faßt ihn in seine Arme mit einem jähen Gefühl von Seligkeit, von Glück, das es ihm fast die Besinnung raubt; aber schon tritt ihm wieder die bängliche Sorge ans Herz: Ihr Körper ist kalt und starr, erstarrt wie alles hier — wäre er zu spät gekommen? Ihre Füße stehen auf dem kalten Felsenboden, und ihre Kleider sind naß, sie kleben an dem ganz durchkälteten Leib, der, an den Felsen hingeschmiegt, all seine Wärme an ihn abgegeben hat.

Er setzt sich auf einen Block und zieht die Gestalt noch fester in seine Arme und fühlt und prüft; all seine Nerven liegen in seinen Fingern. Ihr Herz schlägt, schwach, kaum hörbar, aber doch — sie lebt! Herz, springe nicht bei dieser seligen Gewißheit, sie lebt!

Er will dies Leben erhalten, das ihm teurer ist als das eigene, er will es zu kräftigerer Betätigung wieder erwecken: Er bringt seinen Mund an den ihrigen, atmet seinen Atem ihr ein, und drückt sie dabei an seine Brust, um sie zu wärmen.

Ja, hier ist Wärme; und ihre Brust hebt sich jetzt und ihre Rippen bewegen sich.

Sie atmet kräftiger, und unbewußt und in dem rein physischen Drange, legt sie die Arme um seinen Hals und schmiegt sich fester noch und inniger an ihn an.

Hier ist Leben, es durchströmt sie, es bringt Wärme und Leben auch in ihre erstarrten Glieder zurück, und das tut wohl — so wohl.

So hält er sie und sieht auf sie herab, voll Glück und heiligen Mitleids, wie eine Mutter auf ihr gerettetes Kind, und schluchzt laut auf in Freude und Jammer.

Wird er nun mit seiner Last den Weg über die Gesteinsmassen nehmen können, wird er sie unbeschädigt darüber hinwegbringen? Er traut sich Niesenkräfte zu.

Er wagt es, sie in seinen Armen haltend, sich mit ihr zu erheben.

Mit unsäglichlicher Mühe und Anstrengung schreitet er vorwärts, bald im Geröll versinkend, bald im Wasser wadend, dann wieder vor einem Block angelangt, mit einem Fuß den Punkt sich wählend, auf den er treten kann, um mit seiner Last

hinüber zu kommen, jeden Augenblick in Gefahr zu stürzen. Die Muskeln seiner Arme, die Muskeln seines Halses treten weit vor, sein Körper bebt, sein Atem ist keuchend, da hält er inne — er kann nicht mehr weiter — es ist unmöglich. Er schreit laut um Hilfe, und der Ruf wird gehört, man antwortet ihm — Valentin ist einige Augenblicke später an seiner Seite, ihm Hilfe bringend.

27. Kapitel.

Elsa war nach der Villa gebracht worden, aber ihre Freunde beschloßen, noch ehe der Tag anbrach, sie von dem Orte zu entfernen, wo alles Zeuge ihres Glückes gewesen und wo ihrem wiedererwachenden Bewußtsein der Verlust in seiner ganzen Furchtbarkeit sich enthüllen würde. Georg bestand darauf, daß sie nach Wien gebracht und dort einem berühmten Arzt für Geisteskranke übergeben werde.

Das geschah, und dieser bestätigte die Vermutung, daß die Störung ihres Geisteslebens nur eine vorübergehende sein werde.

Die alles heilende Natur war in dem Individuum hier sich selbst zu Hilfe gekommen; und um diesem übergroßen Schmerz zu begegnen, hatte sie Wahnvorstellungen erzeugt, ihn damit einlullend, wie eine Mutter ihr krankend Kind mit Märchen.

Nach dieser beruhigenden Versicherung trennte sich Georg von Elsa und von all seinen Lieben; er wandte dem heimatlichen Boden den Rücken und ging nach Deutschland. Er trug an Leid, was ein Mannesherz davon zu ertragen vermag, aber er hatte der Not des Lebens fest ins Auge geblickt und ihr wahres Wesen erkannt. Er hatte erkannt, daß nicht die Willkür eines Unerforschlichen dieselbe verhängt, sondern daß die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit der Menschen, die Unerfättlichkeit und die blinde Selbstsucht Einzelner, die alles, und den Boden selbst, auf dem sie leben, unterminiren, daß die Unfähigkeit, die Welt in ihrer Ganzheit zu erfassen, mit all den in ihr wal tenden und wirkenden Kräften diese Not verschulde.

Aber diese Erkenntnis beugt nicht nieder, sie erhebt. Liegt doch hier die Möglichkeit einer Besserung in uns selbst, ja sie ist sogar Gesetz und Bedingung einer fortschreitenden Entwicklung. Damit ist alle Kraft des Wollens und Denkens und alle Kraft des Herzens uns wieder zurückgegeben, und so hatte sie auch Georg vermocht, was ihm an Liebe und Wollen geblieben, was als ein Unverwüßliches in ihm lag, seinen Brüdern zuzuwenden, die mit ihm litten.

Er mußte verzichten auf persönliches Glück, so schmerzhaft es ihm auch wurde, aber er wollte als ein tätiges Mitglied in jenen großen Bund der Geister treten, die, von einer neuen Weltanschauung ausgehend, das Glück der Menschheit, die Veredlung und Verschönerung des Daseins als Bestimmung und Recht erkannten, das freilich nur die Menschheit in ihrer Gesamtheit zu verwirklichen vermag. — — — — —

Die furchtbare Katastrophe, von der hier ein armes Gebirgsdorf getroffen worden, hatte der Telegraph in alle Welt getragen und die Teilnahme, die sie allenthalben erweckte, war eine außerordentliche.

Um dieser öffentlichen Teilnahme und Neugierde zu genügen, wurden eigene Bahnzüge nach Solenbad veranstaltet, und die Straße nach Amsee wurde nicht leer von Fuhrwerk aller Art und von Pilgern, die zu Fuß nach dieser Stätte des Schreckens wallfahrteten.

Auch die Kirchen waren im ganzen Lande überfüllt und der Messen und Totenfeiern, die für das Seelenheil der Unglücklichen abgehalten wurden, die so jäh und unvorbereitet in das Jenseits abgerufen worden, war kein Ende.

Als eine Strafe des Himmels, als eine Mahnung, auf der Bahn des Verderbens einzuhalten und in Demut und Reue zu Gott zurückzukehren, wurde diese Katastrophe von allen Frommen aufgefaßt. Aber zugleich mit ihrer großen Demut empfanden dieselben ein Gefühl stolzer Genugthuung, daß sie selbst zu denen gehörten, die das Gericht verschonte. Um sich aber auch für die Zukunft ein wenig sicher zu stellen, beschloßen sie ihrer Demut und Frömmigkeit ein sichtbares Zeichen zu errichten. Die junge

Gräfin Helene Falkenau, die in diesen Tagen mit ihrem Cousin Hugo sich ehelich verbunden, stellte sich mit Gräfin Dönhof an die Spitze der Sammlungen, die ein erhebliches Resultat ergaben.

Und so erhob sich schon ein Jahr später an diesem armen verwüsteten Ort ein stolzer, hochaufragender Bau, eine Sühnekapelle.

Dort wanden sich die Menschen im Gefühle ihrer Ohnmacht, ihres Unrechts und ihrer Sünde —. Jenseits des Ozeans aber in einem am Ohio reizend gelegenen Städtchen finden wir das Weib, das von dieser jähen Katastrophe am grausamsten getroffen worden war, einem jungen und neuen Leben zugewendet, von neuen Hoffnungen und seligem Lieben erfüllt, als Mutter. Elsa war mit dem Ehepaar Hofer hierher gekommen.

Die innigste Freundschaft verbindet sie mit Valentin und Eva, mit diesen guten Menschen, die in ihrem Unglück ihr so treu zur Seite gestanden und sie so zärtlich gepflegt hatten.

Sie hatten beschlossen sich nicht mehr zu trennen. Gemeinsam bewohnen sie das kleine Haus, in dem auch Valentins Werkstatt für Kunstflücherei sich befindet.

Elsa sitzt an einem Julitag auf einer Art Veranda, die, üppig umwachsen, nach dem großen noch wenig kultivierten Garten hinausgeht.

Sie ist ganz in Weiß gekleidet; ihr Gesicht ist schmäler und blasser, aber die schönen dunklen Augen darin haben einen Blick wunderbarer Milde und Zärtlichkeit. Mit einem sanften Lächeln beugt sie sich über das Bettchen aus Strohgeflecht, in dem ihr Kind schläft.

Es ist ein Knabe, und er ist so herrlich, schön und kräftig wie Kinder es sind, die einem freien Bunde der Liebe und leidenschaftlicher Zärtlichkeit entsprossen sind.

Ein leichter Wind weht kühlend von Osten her, er läßt die Gazevorhänge auseinanderflattern und berührt kosend die vom Schläfe roten Wängeln des Knaben.

Er erwacht; mit großen frischen Augen sieht er die Mutter an und lacht, das vier Monat alte Püßchen kennt sie schon.

Sie lacht ihm wieder zu und spricht mit ihm; dann nimmt

sie ihn aus dem Bettchen und in zärtlichster Sorge legt sie ihn an die nährenden Brust, die er mit gieriger Lust ergreift.

Mit welcher mütterlichen Wonne sieht sie zu ihm hernieder! — Die höchste und tiefste, die reinste und uneigennützigste Liebe ist doch die der Mutter!

Seit diesem armen Weibe, die der Verlust des heißgeliebten Gatten wahnsinnig gemacht hatte, die süße Ahnung aufdämmerte, daß sie ein junges Leben in sich trage, waren die Schatten, die sich über ihren Geist gelegt, geslohen, eine wohlthätige, heiligruhige Stimmung war über sie gekommen.

Und als sie Gewißheit erlangte, hatte sie erleichternde Tränen der Freude geweint. Von da an hatte sie kraftvoll den tiefen Gram zurückzudrängen gesucht, um das süße Vermächtnis nicht zu schädigen, und sie pflegte ihren Leib um seinetwillen, und sie liebte sich, weil sie so indirekt das neue Keimende zugleich mit Liebe umfing.

So ward sie im innersten Gemüt der Hoffnung und dem Glücke wiedergegeben.

Mit ihrer Weltanschauung waren ja auch keine beängstigenden Vorstellungen verbunden, die ihre gesunde Kraft paralisirt und dem ewigen Regenerationsprozesse der Natur sich entgegengestellt hätten.

Ihr Gemüt war unbesungen und rein. Sie klagte weder ein allmächtiges Wesen der Grausamkeit an, noch sich selbst einer Sünde, die diese verschuldet haben könnte. Auch den Menschen, die, wären sie mit größerer Voraussicht begabt gewesen und nicht absichtlich blind gegen die sich häufenden Vorzeichen, dem Unglück hätten aus dem Wege gehen können, vermochte sie nicht zu zürnen. Sie hatte diese Menschen gesehen in ihrer heldenhaften Hingebung und Selbstvergessenheit, sie liebte sie, wie ihr Arnold sie geliebt hatte.

„Auch du wirst sie lieben,“ flüsterte sie, indem sie einen innigen Kuß auf die schon jetzt kräftig entwickelte Stirne ihres Sohnes drückte. „Ich werde dich's lehren. Was dein Vater ersehnt, erstrebt, was sein edler Geist als Recht erkannt, ich will es dir ins innerste Herz pflanzen. So übernimmt die Zukunft die heilige Mission, die unvollendete, der Vergangenheit.“

Aus dem Klosterleben im Mittelalter.

Von Wilhelm Bloß.

Das Kloster- und Mönchswesen hat die verschiedenste Beurteilung erfahren; man hat diese Institutionen über- und unterschätzt. Die Verehrer des Mönchswesens schrieben diesem das große kulturhistorische Verdienst zu, beim Zusammenbruch des Römerreichs die antiken Wissenschaften vor dem Sturme der alles niedertretenden Völkerwanderung in die Stille der Klöster gesücht, sie dort erhalten und ausgebildet und durch das rohe Mittelalter herübergerettet zu haben. Andere bestreiten dem Mönchtum dieses Verdienst völlig und geben ihm Schuld, die Früchte der antiken Geistesaktivität teils vernichtet, teils verfälscht zu haben.

Vielleicht haben beide Teile Recht, wenn man das Mönchswesen nicht nach einer von der liberalen und modernen, oft nur allzu leichtfertigen „Aufklärung“ geschaffenen Schablone, sondern unparteiisch nach seinen historischen Entwicklungsstufen betrachten will.

Die Ausartungen der römischen Gesellschaft unter den Cäsaren hatten den Menschen in jeder Beziehung herabgewürdigt und die Gemeinheit auf den Thron gesetzt. Charakterstärke, Selbstbeherrschung, Gemeininn und Sitteneinheit waren Dinge, die man nur noch als sagenhafte Erscheinungen einer längst entschwundenen Zeit kannte. Wenn einmal jemand solche Eigenschaften besaß, so ward er als eine wunderbare Erscheinung angesehen und die Geschichtsschreiber zeichneten seinen Namen auf. Die Lieberlichkeit der römischen Gesellschaft erreichte ihren Höhe-

punkt in den Persönlichkeiten einer Messalina, eines Caracalla, eines Heliogabalus. Das Gesellschaftsleben war ein Pöbel niedrigster Ausschweifungen und tierischer Schlemmereien, das Volk in Rom eine auf Staatskosten unterhaltene faulenzende Masse, und die Kosten dieser Zustände wurden bestritten durch die Kriegsbeute, zu welchem Zweck man fast die ganze damals bekannte Welt ausplünderte. Das geistige Niveau der römischen Gesellschaft ergibt sich aus diesen Tatsachen ganz von selbst.

Es konnte bei alledem nicht an Menschen fehlen, die von einem tiefen Abscheu vor diesen Zuständen erfüllt waren. Das Christentum in seiner ursprünglichen reinen Form war der erste Gegenstoß auf die Fäulnis und Zersetzung der römischen Gesellschaft. Wen das Leben und Treiben dieser Gesellschaft anwiderte, der zog sich auf sich selbst zurück und suchte innere Sammlung zu gewinnen. Je größer die Entartung der römischen Gesellschaft gewesen, desto heftiger wurde auch nach dem geschichtlichen Gesetze der Gegenstoß. Den Jahrhunderten voll des wildesten Taumels der Leidenschaften und der schrankenlosen Betätigung der rohesten Sinnlichkeit folgte eine Zeit, in der man von einer neuen Anschauung die „Abtötung des Fleisches“ als die höchste Tugend gepriesen sah. Männer voll Lebenskraft und Lebenslust entsagten allem, was man „irdische Genüsse“ nennt und zogen sich in die Einsamkeit der Wüste zurück, nur ihren Kasteiungen und ihren Andachtsübungen zu leben. Schöne und geistvolle Frauen entflohen dem Strudel der Vergnügungen

und dem Geräusch der Welt, um in der Einsamkeit und Armut ihr besseres Selbst wiederzufinden. Man brachte später dieses Zurückziehen von der „sündigen Welt“ in ein System, und so entstanden die Klöster, die Vereinigungen der Mönche und der Nonnen, die sich später zu weitverzweigten Verbänden, Orden genannt, zusammensetzten.

Armut, Entfagung, Keuschheit und Arbeit galten als die Grundprinzipien dieser Vereinigungen, und wir haben Beweise genug, daß diese Prinzipien anfangs auch sowohl von einzelnen Personen als ganzen Gesellschaften streng durchgeführt worden sind. Allein das änderte sich sehr bald. Sobald das Christentum aus einer unterdrückten Partei eine herrschende in Form einer Staatsreligion geworden war, vollzog sich auch ein Umschwung im Mönchtum und Klosterwesen. Die Klöster erwarben Besitz und Herrschaft und großen Einfluß in Staat und Gesellschaft. Die Reichthümer, die solch ein Gemeinwesen sammelte, ließ man nicht tot liegen; sie wurden einerseits auf Vermehrung angelegt, zum andern zog in die Klostermauern, mochten sie äußerlich noch so öde aussehen, der Lebensgenuß wieder ein und die meisten der so strengen Ordensregeln hatten nur einen papierenen Wert.

Die Pflege der Wissenschaften war in den Klöstern genau so verschieden wie in der übrigen Gesellschaft. Wenn sich ein Teil der Mönche vor Erfindung der Buchdruckerkunst auf Lebenszeit mit ödem Abschreiben von Büchern beschäftigte, so kann man das keine Pflege der Wissenschaft nennen. Es gab eine große Anzahl von Klöstern, die als ausgezeichnete Gelehrten-schulen galten, wie z. B. die berühmte Abtei von St. Gallen. Die berühmte Nonne Hroswitha schrieb ihre Dramen im Kloster zu Gandersheim. Die klösterliche Gelehrsamkeit, die sich wie ein Rauschen vergilbter Blätter anhört, hatte freilich mit dem Rauschen des frischen Lebens gar wenig zu tun. Sie trägt auch zum größten Teil die Schuld daran, daß die deutsche Sprache so lange Zeit vor dem Latein und Griechisch zurücktrat. Wenn es nach den Klöstern gegangen wäre, hätten wir weder eine deutsch-nationale Wissenschaft noch eine deutsch-nationale Dichtung bekommen, sondern hätten immer das dürre Stedenpferd antiken Klassizismus reiten müssen.

Wenn es also Klöster gegeben hat, die wirklich Pflanz- und Pflegestätten von Gelehrsamkeit und Wissenschaft waren — allerdings einer eigenen Art von Gelehrsamkeit und Wissenschaft — so gab es auch andere, und deren war die überwiegende Mehrzahl, die nach dieser Richtung hin nichts leisteten. Als die klösterliche Strenge nachgelassen hatte, ließen es sich Mönche und Nonnen wohl sein. Die Abgeschlossenheit ward bald durchbrochen; man setzte sich mit der „Welt“ wieder in Verbindung und damit zogen die „weltlichen“ Freuden mit all ihrem Gefolge in die Klöster ein. Man umgab sich mit „weltlicher“ Pracht, wozu die Inassen der Klöster auch ohnehin durch die Leppigkeit der hohen und höheren Weltgeistlichen angespornt wurden. Vor allem waren die Klöster darauf bedacht, ihren Besitz zu vermehren und damit ihre Einkünfte; sie erhoben von den Bauern, die auf den Klostergeräten saßen, die Abgaben, wie sie sonst der Gutsherrlichkeit zukamen, und die Klosterherrschaft war für die Hörigen und Leibeigenen wie für die Gemeinfreien mindestens ebenso drückend und hart, wie die adelige Gutsherrschaft. So verbrachten Mönche und Nonnen in vielen Klöstern ihre Zeit mit Wohlleben auf Kosten der Bauern, die draußen in harter Arbeit dem Boden abgewannen, was in den Klöstern verjubelt wurde. Da war von Wissenschaft und Kunst keine Rede; ja in vielen Klöstern sind nachweisbar kostbare Dokumente und Handschriften ganz oder teilweise verloren gegangen, weil die Klosterinassen deren Wert nicht zu schätzen wußten. Man weiß, daß kostbare alte Handschriften auf Pergament als Unterlagen für Weinfässer dienten. So mag manches wichtige Schriftstück durch den Fußtritt eines trunkenen Mönchs in Vernichtung und Vergessenheit geschleudert worden sein. Vielfach kam es auch vor, daß man alte Handschriften überstrich und Gebetsformeln darauf schrieb, was eine Hauptbeschäftigung der Mönche war. Eine oder die andere der

überstrichenen Handschriften trat dann später durch irgend einen Zufall wieder zu Tage.

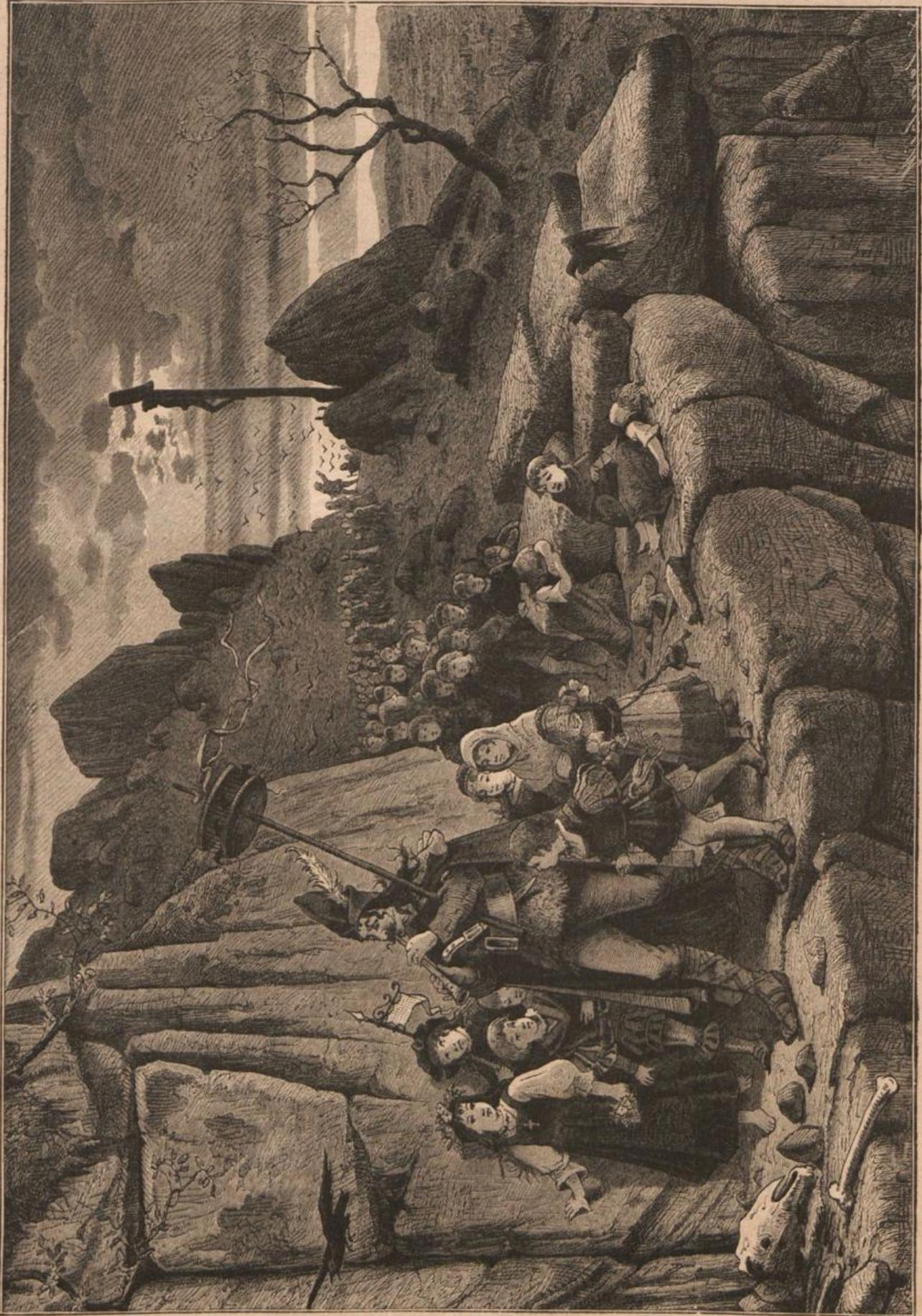
Auch in den meisten Nonnenklöstern des Mittelalters blieb nur die äußere klösterliche Form; im übrigen versagten sich die Nonnen keineswegs die Teilnahme an den „weltlichen“ Genüssen. Es ist interessant und lehrreich, die Geschichte eines solchen Frauenklosters näher zu betrachten und einen Einblick in das Leben und Treiben seiner Inassen zu gewinnen. Wir meinen das Kloster der Dominikanerinnen bei Rotenburg ob der Tauber, dessen Urkunden einen tiefen Einblick in die Geschichte eines solchen Instituts gestatten*).

Der Orden der Dominikanerinnen wurde um 1206 in Toulouse von dem heiligen Dominikus gestiftet, und es traten meistens Frauen und Mädchen in denselben ein, die sich früher zu der religiösen Sekte der Albigenser bekannt hatten, aber, um den gegen die Albigenser verhängten mörderischen Verfolgungen zu entgehen, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt waren. „Zur Buße“ für ihre frühere Abtrünnigkeit nahmen sie den Schleier. Im Anfang mögen sie wohl wie Büsserinnen gelebt haben; als aber der Orden der Dominikanerinnen ausgebreitet und mächtig geworden war, 400 Klöster zählte und sich reiche Besitzungen erworben hatte, da zog auch „die Welt mit ihrer Lust“ in die Klöster der Dominikanerinnen ein. Diese Klöster wurden Stätten der Leppigkeit und der Ausschweifung. Die Dominikanerinnen hatten unter ihren Gelübden auch das der Arbeitsamkeit, das aber sehr schlecht gehalten wurde. Es kam vor, daß den hübschen jungen Dominikanerinnen ihre Ordenstracht unbequem wurde. Sie trugen einen weißen Rock und einen lohfarbigen Ueberwurf nebst Kapuze von der gleichen Farbe; später kam dazu ein weißes Stapulier und der Ueberwurf wurde schwarz. Natürlich konnten bei den weiten sackartigen Gewändern die Körperformen der hübschen Nonnen nicht genug hervortreten, und so kam es namentlich in den französischen Ordensklöstern vor, daß junge hübsche Dominikanerinnen die Ordenstracht ablegten und ihren Liebhabern in „weltlichem“ Gewand mit allem Schmuck und aller Leppigkeit der vornehmen Welt erschienen.

Das Kloster der Dominikanerinnen zu Rotenburg lag anfangs außerhalb der Stadt zu Reusiz, eine halbe Stunde von der Stadtmauer. Im Jahre 1258 durften die Nonnen „zu ihrer mehreren Sicherheit“ den Hof eines Ritters von Rotenberg innerhalb der Stadtmauern beziehen. Sie bekamen von dem reichen Adelsgeschlecht der Küchenmeister zu Rotenburg viele Besitzungen geschenkt und das Kloster kam dadurch zu Vermögen, so daß es bald noch größere Besitzungen käuflich erwerben konnte. Um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war das Kloster der Dominikanerinnen reich und mächtig geworden und die edlen Klosterdamen waren gewohnt, ihr Leben zu genießen.

Für sie hing der Himmel voller Geigen, denn sie lebten ja noch mitten in der merkwürdigen Feudalzeit, in der die große Masse des „gemeinen Mannes“ nur bestimmt schien, als Piedestal für ein angenehmes Dasein der „edlen Herren“ und „großen Ganzen“ zu dienen. Es ist unglaublich, was der „gemeine Mann“ damals an Abgaben und Diensten zu leisten hatte. Auch die ursprünglich freien Bauern konnten sich diesem System nicht entziehen; bei der Unsicherheit der Zustände konnten sie sich auf den Landesherrn, dem allein sie untergeben waren, nicht verlassen und mußten sich unter den ritterlichen Grundherren einen „Schutzherrn“ wählen, dem sie sich für seinen oft sehr zweifelhaften Schutz zu einer Abgabe oder zu einer Dienstleistung verpflichteten. Diese Verträge wurden von den Grundherren natürlich auszudehnen und zu verewigen gesucht, was ihnen meist gelang, da sie die Macht hatten. So sanken die Gemeinfreien zu Hörigen oder gar zu Leibeigenen herab, wobei indes zu bemerken ist, daß die Zahl der Leibeigenen in Wirklichkeit viel geringer war, als man gewöhnlich annimmt.

*) Siehe Bensen: „Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichstadt Rotenburg etc.“ und vergleiche unseren Aufsatz in Nr. 25 der „Neuen Welt“ von 1884: „Ein deutsches Städtebild“.



Der Mattenfänger von Hameln.

Man staunt, wenn man die lange Reihe der Lasten sieht, die in jener Zeit der Landbevölkerung aufgewälzt waren. Zunächst die allgemeinen Steuern. Da war die Reichsteuer, der sogenannten gemeine Pfennig, denn das Volk mußte die kostspieligen Reichstage u. dgl. bezahlen. Die Reichssteuern wurden unerbittlich von den Rittern eingezogen, die sich für ihre Reichsdienste davon selbst besoldeten. Die ordentlichen Geldsteuern oder Beden waren ursprünglich die Entschädigung, die die Bauern für die Befreiung von Kriegsdienst an die adeligen Herren bezahlten; dazu kamen aber die außerordentlichen Geldsteuern oder Notbeden, die bei jeder Gelegenheit bei fürstlichen Besuchen, bei Hochzeiten und anderen Festen der Herren, für Ausstattung der Edeldamen u. s. w. erhoben wurden. Das war aber nur ein Teil der Abgaben. Der Zehnte, d. h. der zehnte Teil des Ertrags eines bäuerlichen Grundstücks, mußte an die Kirche gegeben werden; manche kirchlichen Behörden nahmen den sechsten und vierten Teil; manchmal verlangte auch der Landesherr noch einen Teil des Ertrages. Das Besthaupt war das Recht des Gutsherrn, beim Tode des Bauerngutsinhabers sich aus des letzteren Haushalt das beste Stück, ein Kleid, oder ein Stück Vieh u. dgl. auszuwählen oder sich eine entsprechende Geldsumme zahlen zu lassen. Der Blutzehnte mußte von Vieh und Geflügel geliefert werden. Dann kamen die Abgaben an Hühnern, die bei hundert Gelegenheiten zu liefern waren; es gab Gauhühner, Herdhühner, Rauchhühner, Bogthühner, Holzhühner, Laubhühner, Weidhühner, Bubenhühner, Fastnachtshühner, Halshühner, Haupthühner, Leibhühner u. a. m. Für diese Hühner wurde auch Geld erhoben. Dazu kamen die Frohdienste: Jagdfrohnen, Forstfrohnen, Bausfrohnen, Wachfrohnen, Frohnen beim Burgbau und bei Kriegsführen u. c. c.; obendrein bestand noch das berühmte „Recht der ersten Nacht“, von dem wir nirgends positive Kunde von seiner Ausübung haben und das mit Geld abgelöst wurde, das aber doch „zu Recht“ bestand*). Außer diesen Abgaben und Dienstleistungen bestanden noch eine Menge anderer, die alle aufzuzählen der Raum uns verbietet.

Die Dominikanerinnen von Rotenburg ließen es sich auch wohl sein von dem Fette, das von dem Ertrag der Arbeit des Volkes abgeschöpft wurde. Es ist interessant, eine genaue Tabelle der Einkünfte des Klosters kennen zu lernen. Sie stammt aus dem Jahre 1405 und ist in Kösch's Chronik enthalten**). Wir geben die Tabelle wörtlich. Das Dominikanerkloster zu Rotenburg vereinnahmte im Jahr 1405:

An Geld	244 Pfund Heller, 12 Schill. 4 Hell. ***)
„ Währing	117 „ 5 „ 1 „
„ Korn	373 Malter „
„ Weizen	18 „
„ Erbsen	4 „
„ Dinkel	107 „
„ Habern	282 ¹ / ₂ „
„ Del	3 Schäß
„ Wachs	54 Pfund
„ Käß	5 Malter und 5 Käß, den Malter zu 30 Käß gerechnet
„ Ager	453
„ Lambsbauch	1
„ Fuder Mist	16
„ Weinfuhr	1
„ Semmel	4
„ Gänß	9
„ Herbsthüner	207
„ Weihnachtshüner	86 ¹ / ₂
„ Fastnachtshüner	323
„ Schultheishun	11

Das ist ein ganz interessantes Bild, was das Volk an Erträgen seiner Arbeit und an barem Geld für ein einziges Nonnenkloster zu leisten hatte. Welche Summe von harter, schweißtreibender Bauernarbeit steckt in diesen Einkünften der Dominikanerinnen, die dafür nichts zu leisten hatten als ihre

Gebete und sonst herrlich und in Freuden lebten. Für gewöhnliche Seelen, denen kein höheres Streben innewohnt, war ja damit „der Himmel auf Erden“ geschaffen; die Bauern lieferten ja fast für jeden Tag Hühner zum Braten und an Wein fehlte es auch nicht.

Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Dominikanerinnen übermütig wurden. Sie hielten auf dem Klosterhof einen offenen Weinschank, wo ihre guten Freunde einkehrten, die schon vor Luther an jenes berühmte Sprüchlein glaubten:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

Ob die Klosterdamen ihre Gäste selbst bedienten und ob sie fröhlich mitkneipten? Das letztere ist das Wahrscheinliche, denn der Rat beklagte sich über „das ärgerliche Leben“ im Nonnenkloster. Auch die ehrfamen Bürger und ihre Söhne aus der Stadt Rotenburg kamen in's Frauenkloster, um zu zechen und mit den Klosterdamen Liebshäften anzuknüpfen. Der Rat beklagt sich, daß die Bürger im Frauenkloster „verführt“ würden. Die adeligen Herren vom Lande, die teilweise mit den Klosterfrauen verwandt waren, kamen tagtäglich vorgeritten, um sich selbst und den Damen im Kloster kurzweil zu verschaffen. Ob die Damen im klösterlichen Habit, in Schleier, Haube und Scapulier auf dem Hofe zwischen Rittern und Bürgern saßen und mit ihnen zechten? Es muß schon so gewesen sein, denn die Chronik meldet nichts von einer Vertauschung des geistlichen Kostüms mit einem weltlichen. Es muß lustig ausgesehen haben, wenn die Nonnen mit den großen weißen Hauben und den langen Rosenkränzen bei ihren Freunden vor dem Humper saßen. Häufig indessen gerieten die adeligen Herren mit der Stadt in Fehde und blieben dann natürlich aus, zur großen Betrübnis der Klosterfrauen. Diese schlichen sich dann an die Stadtmauer und warfen den draußen lagernden Liebhabern und Zechgenossen über die Mauer zärtliche Brieflein zu.

Die Klosterfrauen lagen mit der Stadt im Streit, weil sie kein Umgeld zahlen und die Pfündner der Stadt nicht schwören lassen wollten. Endlich aber kamen die Dominikanerinnen doch ganz in den Schutz der Stadt. Denn die Herren von Rotenburg, die Schirmvögte des Klosters waren, trieben es sogar diesen ausgelassenen Frauen zu toll. Herr Lupold von Bielsrieth legte sich um 1370 „mit Knechten, Pferden und Hund“ in das Frauenkloster. Weniger der Unfug, als die Kosten, die solche Einlagerung verursachte, bemogten endlich die Priorin Jutta von Seideneck zum Widerstand. Der lebenswürdige Ritter zog ab, sandte aber dem Kloster einen Fehdebrief, und der Rat, der den leichtsinnigen Weibern, die keine Steuern zahlen wollten, diesen bösen Handel gönnte, ließ sie ruhig stecken. Sie wandten sich an den Kaiser Karl IV., welcher den Rat anwies, dem Frauenkloster beizustehen. Der Rat sagte zu, unter der Bedingung, daß ihn die Frauen als Schirmherrn anerkannten. Die Fehde hörte auf, aber die Anerkennung kam nicht sogleich zustande, denn die Nonnen wehrten sich hartnäckig dagegen; zugleich widersetzten sie sich hartnäckig den Anforderungen des Rats bezüglich der Reinlichkeit und Sicherheit der Stadt, bei welcher Gelegenheit mitgeteilt wird, daß die Aborte des Klosters auf die Straßen der Stadt heraus gingen, welche schöne Einrichtung die Klosterfrauen absolut nicht ändern wollten. Man gewinnt so einen eigentümlichen Einblick in das Leben von Klosterfrauen, die den ersten adeligen Geschlechtern Frankens angehörten.

Erst 1378 kam das Kloster in „Schirm und Pflege“ der Stadt, nachdem man sich vorher geeinigt hatte, daß der Weinschank auf dem Hofe aufhören solle. Die Herren Küchenmeister begannen darob eine blutige Fehde mit der Stadt, wurden indessen völlig besiegt.

Allein damit war die Ausgelassenheit der Klosterfrauen nicht beseitigt. Die Zechgelage und die Liebeleien im Kloster nahmen eher zu als ab. 1395 ließ deshalb der Rat der guten Stadt Rotenburg den General des Dominikanerordens, Raymundus, herbeirufen, der mit dem Inquisitor der Provinz Sachsen kam, um Ordnung zu schaffen. Allein man mußte die Nonnen förmlich

*) Ueber diese Dinge siehe die bezüglichen Schriften von Jörg, Zimmermann, Benjen, Schreiber, Wachsmuth u. s. w.

**) Bei Benjen, Historische Untersuchungen u. s. w.

***) Die Heller — 1 Heller = $\frac{1}{2}$ Pfennig — waren eine so schlechte Münze geworden, daß sie in Masse gewogen werden mußten.

mit Gewalt zwingen, sich einer strengeren Klausur zu unterwerfen. Endlich kam man so weit, und es wurde bestimmt, daß nicht über 40 Frauen im Kloster wohnen dürften, die zur Hälfte Adelige, zur Hälfte bürgerliche sein sollten. Die Zugänge zum Kloster wurden verschlossen gehalten; bisher waren sie es also nicht gewesen. Die Freunde der Klosterfrauen durften mit diesen nur zweimal jährlich „Zwiesprach halten“ und zwar in der großen Stube mit Vorwissen der Priorin. Wenn eine Klosterfrau mutwilliger Weise und ohne Wissen der Priorin das Kloster verließ, so wurde sie auf 1 Jahr und 1 Tag in den Kerker gelegt.

Die Junker draußen vor der Stadt waren wütend, daß ihnen das Kloster mit seinen Vergnügungen für immer verschlossen sein sollte; auch daß sich ihre weiblichen Verwandten nicht mehr leicht im Kloster zur Versorgung unterbringen ließen. Und wie mögen erst die armen Klosterfrauen die Köpfe haben hängen lassen, wenn sie an die Zechgelage und an die Liebeleien dachten, die nun für immer aufhören sollten, und an die zärtlichen Brieflein, die man jetzt nicht mehr über die Stadtmauer werfen konnte!

Zwischen der Stadt und den Junkern der Landschaft draußen aber entbrannte eine blutige Fehde, die bis zum Jahr 1414 dauerte. Das Frauenkloster löste sich um die Zeit der Reformation auf, da die Frauen es freiwillig verließen. Die letzte

Priorin lebte noch bis 1554 darin; dann zog die Stadt die Klostergüter ein.

Aus den Strafregistern der letzteren Jahre geht hervor, daß zwölf Klosterfrauen niedergelassen waren. Sie wurden mit Gefängnis bestraft und zwar mit so gelinder Haft, daß die meisten von ihnen im Gefängnisse wieder niederlagen.

Das Frauenkloster hatte ein weit größeres Einkommen als die Männerklöster im Gebiete der freien Reichsstadt Rotenburg, was sich aus dem Vorhergehenden leicht erklären läßt.

Das Leben im Frauenkloster zu Rotenburg dürfte wohl für viele Frauenklöster jener Zeit typisch sein.

Man wird kaum behaupten wollen, daß die „innere Vervollkommnung“ der Frauen durch jenes Kloster gefördert worden sei; auch nach der Einführung der strengeren Klausur nicht. Aber man möge den Zustand unseres Vaterlandes bedenken, das tausende von Klöstern voll Mönche und Nonnen zu erhalten hatte, und man darf sich nicht wundern, daß im großen Bauernkrieg sich der Grimm des Volkes so vielfach gegen die Klöster lehrte.

Die Mönchsklöster waren sicherlich eine überflüssige Institution, die Nonnenklöster waren es noch mehr. Inbesseren ist der Orden der Dominikanerinnen nicht ausgestorben. Sie widmen sich heute hauptsächlich der Erziehung junger Mädchen. Sie bestehen noch in Bayern, Ungarn, Belgien, Frankreich, Italien und Amerika.

Die Kulturfeindlichkeit des Islam.

Von Karl Frohme.

So wahr es ist, daß der Islam sehr häufig seitens fanatischer Christen Verunglimpungen schlimmster Art erfährt, eben so wahr ist aber auch, daß viele Freisinnige in ihrem Eifer, ihn dagegen in Schutz zu nehmen und von der besseren Seite zu schildern, die Grenze des historisch Zulässigen überschreiten und nicht zu rechtfertigende Behauptungen aufstellen. Dazu gehört in erster Linie die Behauptung: daß der Islam eine selbstständige Kulturmacht sei, seit Jahrhunderten getragen von einem selbständigen Kulturvolke, den Osmanen; daß er Wissenschaft und Philosophie, solange ihm christlicher Fanatismus und Uebermut Raum dazu gelassen, stets gefördert habe.

Demgegenüber bekennen wir uns ganz offen zu der von Friedrich von Hellwald kürzlich ausgesprochenen Ueberzeugung: daß die Geschichte des Islam und der Osmanen, so wichtig, sie auch vom politischen Standpunkte sein möge, in kultureller Hinsicht höchst unwichtig ist; ferner: daß keine einzige Erfindung dem von den Sazungen des Islam geregelten und beherrschten Denkvermögen der Osmanen ihren Ursprung verdankt und daß bei ihnen weder von einer Entwicklung des Geistes, noch von irgend welchen rühmenswürdigen sozialen Einrichtungen zu reden ist, vielmehr zugegeben werden muß, daß alle Völker, die mit ihnen in Berührung kamen, in ihrem Geistesleben gehindert worden sind und unter der zerstörenden Wucht der islamitischen Dogmen zu leiden hatten.

Seit Jahrhunderten bildet die Lehre des Propheten den Kitt der „heterogensten Bestandteile asiatischer Völker“. Noch in zwei andern Erdteilen — Europa und Afrika — hat das osmanische Reich zusammenhängenden Länderbesitz aufzuweisen; seine Herrschaft erstreckt sich da über Völker, von denen viele den Islam selbst bis auf den heutigen Tag nicht angenommen haben; aber alle diese Völker sind hineingezwungen in die starren Formen der den Orient mit herrschender Gewalt umfassenden „Offenbarungsreligion“ Mohammeds.

Vom kulturellen Standpunkte betrachtet, ist diese Religion eine geradezu fürchtbare zu nennen. Um Gott und seiner im Koran zusammengefaßten Offenbarung genug zu tun, gebot Mohammed die rücksichtsloseste Intoleranz gegen Andersgläubige; der Koran ergeht sich gegen sie fast in jeder Sura in den ärgsten Beschimpfungen und Drohungen. Da finden sich

u. a. folgende Stellen: „Gottes Fluch ruht auf den Ungläubigen; Zorn auf Zorn und schmachvolle Strafe komme über sie. — Die Ungläubigen sind den Tieren gleich, die nur Schall und Stimme des Rufes, sonst aber nichts hören.“ — „Die Ungläubigen werden von Gott wie das ärgste Vieh betrachtet, sie sind Nahrung des Höllenfeuers“. Den Moslems aber wird zugerufen: „Ihr seid das beste Volk, das je unter Menschen entstanden! Dem Islam gebührt der Besitz der ganzen Erde und der Genuß ihrer Güter als göttliches Erbe“**. Am fürchtbarsten findet die Intoleranz des Islams als „göttliches unwandelbares Gebot“ sich ausgeprägt in denjenigen Koranversen, welche den Kampf gegen die Ungläubigen betreffen, um sie entweder zu bekehren oder zu vernichten.“ In diesen Punkten war schon Mohammed selbst, dem man im übrigen doch Wohlwollen und Mildtätigkeit nachrühmen muß, unerbittlich; so ließ er einmal einen Gefangenen, der seine Lehre als eine Kopie persischer Märchen verspottete, hinrichten. Von Gott läßt er sich den Befehl erteilen: „O Prophet, bekämpfe die Ungläubigen“***). Den Gläubigen aber ruft er zu: „Tötet für den Weg Gottes (d. h. für die Religion). Tötet die Sünder, wo ihr sie trefft. Bekämpfet sie, bis die Versuchung aufgehört und die Gottesreligion gesiegt hat. Vernichtet die Freunde des Satans. — Tötet die Götzendiener, wo ihr sie auch finden möget; nehmet sie gefangen, oder belagert sie und lauert ihnen auf allen Wegen auf“).

Das Gebot des Religionskrieges vervollständigt der Koran durch Aufstellung der Pflicht, an demselben teilzunehmen und Gut und Leben einzusetzen. Die, welche ihr Vermögen für die Sache Gottes im Kriege opfern, werden einem Sefamkern verglichen, „das sieben Lehren bringt und jede Lehre enthält hundert Samentörner“†). Denen, die für die Religion ihr Vaterland verlassen und Gut und Leben für sie opfern, wird die höchste Glückseligkeit im Paradiese verheißen†††); sie werden als

*) Zweite, dritte und achte Sura.

***) Dritte Sura.

****) Sechshundfünfzigste Sura.

†) Zweite Sura.

††) Ebendasselbst.

†††) Neunte Sura.

Märtyrer und Blutzengen der göttlichen Sache gepriesen und des Vorzugs im Paradiese vor den ruhig zu Hause bleibenden versichert*). Auch werden die Gläubigen ermahnt, nicht verzagt und nicht traurig im Kampfe zu sein und nicht die Tod-sünde feiger Flucht vor dem Feinde auf sich zu laden. „Gott ist mit den standhaft Ausdauernden.“ — Um die Gläubigen nicht durch Niederlagen irre werden zu lassen, stellt der Koran die fatalistische Lehre auf: Glück im Unglück sei göttliche Schickung; jedes Menschen Loos sei von Gott im Voraus bestimmt; auch die schwerste Schickung müsse man geduldig und demüthig tragen. Die Intoleranzgebote und Kriegsgesetze des Korans sind ein offener und direkter Beruf auf die rohe Gewalt zu einem der denkbar kulturwidrigsten Zwecke: Der Ausbreitung und Erhaltung einer Offenbarungsreligion. Einzig und allein aus der fanatischen Befolgung dieser Gebote und Gesetze resultirt die politische Bedeutung des Islams.

In dieser Hinsicht unterscheidet der Stifter des Islams sich sehr unvorteilhaft von Christus, der lediglich durch die Macht der inneren Ueberzeugung siegen wollte. Allerdings hat ja auch das Christentum, von dem Tage an, wo es sich mit der politischen Macht verband, dem Evangelium und dem Geiste seines Stifters zum Trotz, die Bekämpfung, Unterdrückung und Vernichtung Andersgläubiger in brutalster und rücksichtslosester Weise geübt, so daß die Behauptung durchaus gerechtfertigt ist: daß keine andere Religion so hart und despotisch war und zu so entsetzlichen Barbareien Vorwand gab, wie das Christentum; es sei nur erinnert an die Kämpfe zwischen Arianern und Katholiken, die Sachsenbekehrung unter Karl dem Großen, die Verfolgung der Juden und der heidnischen Bewohner Amerikas, die spanische Inquisition und die Pariser Bluthochzeit. Aber alle diese „zur größern Ehre Gottes“ begangenen Gräueltaten sind doch lediglich zurückzuführen auf Verderbniß und Verirrung des christlichen Geistes, nicht auf ein Gebot des Christentums. Diese Intoleranz konnte unter dem Einflusse höherer Bildung beseitigt werden, ohne daß der christliche Glaube an sich dadurch verletzt wurde. Anders beim Islam; er ist gebaut auf das Gebot der Intoleranz, des Glaubenshochmuths; dasselbe, bezw. das Handeln nach demselben, ist die Existenzbedingung für seine Macht.

Bemerkte muß hier noch werden, daß der Islam nicht nur durch die Verheißung der ewigen Paradiesesfreuden die Intoleranz wach zu erhalten und zum Glaubenskriege anzuspornen weiß; er bedient sich dazu eines womöglich noch zugkräftigeren Mittels, indem er den Gläubigen verlockende Aussichten auf den Erwerb materieller Güter, so besonders auf die Kriegsbeute macht. Jeder Moslem kann alles persönliche Eigentum eines Ungläubigen sich aneignen, unter der Bedingung, daß er den fünften Teil davon dem Kalifen abtritt. Indem der Islam solcher Weise den Raub als ein gesellschaftliches Grundprinzip aufstellte, wurde der bei den Araberstämmen sehr scharf ausgeprägten Raub- und Beuteluft genügt. Kein Wunder, daß die kühnen Söhne der Wüste, selbst ehe sie überzeugte, wirklich glaubenstreue und fanatische Moslems geworden waren, so leicht sich bewegen ließen, den „Weg Gottes“ zu betreten, im Namen Allah's den Raub als religiöses Privilegium zu betreiben!

In freisinnigen Abhandlungen über den Islam findet sich hier und da die Behauptung: daß derselbe, ehe das Christentum mit ihm den Kampf auf Leben und Tod begonnen, große Toleranz gegen Andersgläubige, besonders Christen und Juden, geübt habe. Diese Behauptung ist dahin richtig zu stellen: Die Duldung, deren Andersgläubige zu Zeiten sich erfreuten, war immer lediglich das Resultat der Erwägung des materiellen und religiösen Interesses der Moslem; vom wahrhaften Toleranz-Begriffe, die religiöse Ueberzeugung anderer zu achten und ihr Gleichberechtigung zuzugestehen, war der Islam stets sehr weit entfernt; man vergeße nicht, daß er Christen und Juden nur in dem Falle als Jogen. „Schutzgenossen Gottes“ erkannte, wenn sie den vorgeschriebenen Tribut zahlten; andernfalls hatten sie

keinen Anspruch auf Rücksicht und Gnade*). Weiter spielte bei der Duldung noch die Absicht der Bekehrung eine Rolle. Derartige Duldung aus Interessenrücksichten hat mit Toleranz in humanitärem Sinne nicht das mindeste gemein.

Die Freisinnigen, welche behaupten, der Islam sei eine selbständige Kulturmacht, kennen ihn nicht, oder doch nur höchst mangelhaft. Er hat — wie Ernst Renan in einer am 29. März 1883 in der Sorbonne zu Paris gehaltenen ausgezeichneten Rede über den Islam und die Wissenschaft erklärte — das Eigentümliche, daß er durch seine Bekenner ein immer stärkerer Glaube geworden ist, der die Wissenschaft und die Philosophie stets verfolgte und schließlich erstickt hat. Nur muß man in dieser Beziehung zwei Zeiträume in der Geschichte des Islam unterscheiden: den einen, der vom Auftreten Mohammed's bis zum zwölften Jahrhundert reicht; den andern, der mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt und sich bis auf unsere Tage erstreckt.

In dem ersten Zeitraume sehen wir den Islam zunächst durch Mangel an Glaubensstreue bei seinen Bekennern schwach, sodann durch Sekten untergraben und durch eine Art Protestantismus — der Molazelismus — gemildert, überhaupt viel weniger fest gefügt und auch weniger fanatisch, als er es in der zweiten Hälfte des folgenden Zeitraumes gewesen, da er in die Hände der tartarischen und barbarischen Völker geriet, die schwerfällig, roh und geistlos sind. Die ersten Araber, die sich der Bewegung angeschlossen, glaubten kaum an die Sendung des Propheten; sie leisteten ihm und seinen Nachfolgern Heerfolge lediglich in Rücksicht auf ihre materiellen Interessen. Beweis dafür ist u. a., daß Mohammed selbst sehr häufig Streitigkeiten über die Verteilung der gemachten Beute unter seinen Anhängern zu schlichten hatte. Zwei oder drei Jahrhunderte werden Ungläubigkeit und Zweifel kaum verfehlt. Dann aber kommt die unumschränkte Herrschaft des Glaubensrazes mit der untrennbaren Vereinigung des Geistigen und Zeitlichen, die Dogmen-Tyrannie, die schwerste Kette, welche die Menschheit jemals getragen; mittels Zwang und Leibesstrafen ging man nicht nur gegen die Ungläubigen, sondern auch gegen diejenigen Gläubigen vor, die die Gebote des Koran nicht erfüllten; kurz, eine Zeit der Gewalt begann, wie sie hinsichtlich der Quälereien nur durch die spanische Inquisition übertroffen worden ist.

„Niemals“, ruft Renan aus — „wird die Freiheit schwerer verletzt, als wenn das Dogma herrscht und das bürgerliche Leben ganz von ihm abhängt.“ In neueren Zeiten haben wir in dieser Hinsicht nur zwei Beispiele kennen gelernt: die muslimännischen Staaten und die Papsthererrschaft zur Zeit ihrer weltlichen Macht. Dabei unterscheidet man aber wohl: die zeitliche Gewalt des Papsttums hat nur auf einem sehr kleinen Lande lastet, während der Islam weite Strecken unserer Erdkugel zermalmt und unter einer ganzen Reihe von Völkern jene tolle Vorstellung aufrecht erhält, welche dem Fortschritt am meisten hinderlich ist, die Vorstellung von dem Staate, der auf eine vorgebliche „göttliche Offenbarung“ sich gründet, und von dem Dogma, welches die Gesellschaft beherrscht und es für ein unerhörtes Verbrechen wider die Gottheit erklärt, an der Gesellschaftsordnung auch nur das Geringste ändern zu wollen. Ein Volk, das unter der Herrschaft dieses Dogmas steht, hat keinen kulturellen Beruf; nie wird es von einem großen und allgemeinen Antriebe oder Volksgefühl für Freiheit und Zivilisation geleitet; es nimmt keinen Teil an Ereignissen, welche für die Kultur von der höchsten Bedeutung sind.

In der ersten Hälfte des Mittelalters, so besonders in Spanien, dessen besten Teil er im achten Jahrhundert eroberte,

*) Die von Mohammed in Betreff dieses Punktes aufgestellten und in Geltung gebliebenen Grundätze sind folgende: „Diejenigen Juden oder Christen, die nicht zum Islam übertreten, sondern bei ihrem Glauben beharren wollen, die sollen Tribut zahlen, und zwar für jeden Erwachsenen männlichen oder weiblichen Geschlechts, für den Freien wie für den Sklaven, einen Dinar an Geld oder Wert! Wer diesen Tribut entrichtet, wird ein Schutzgenosse Gottes, wer ihn aber verweigert, wird als ein Feind Gottes und aller Gläubigen betrachtet.“ Bergl. Weiß: „Mohammed der Prophet“, S. 259.

*) Zweite und dritte Sura.

hat der Islam Wissenschaft und Kunst gestützt, weil er sie nicht aufhalten konnte, denn er war noch ohne Zusammenhang und ohne Waffen für die Schreckensherrschaft. Als er aber über inbrünstig gläubige Massen verfügte, hat er alles erstickt.

Religiöser Schrecken und Heuchelei sind an der Tagesordnung gewesen Jahrhunderte hindurch. — Der Islam war liberal, als er unentwickelt und schwach war, und gewalttätig, als er sich entwickelt hatte und zu Kräften kam. Selbst das sollte man ihm nicht anrechnen, was er nicht hat hindern können, was er wohl oder übel geschehen lassen mußte. Dem Islam Schutz und Förderung der Philosophie und der Wissenschaften nachrühmen, das wäre gerade so, als wollte man unsern Theologen die Entdeckungen der neueren Wissenschaft zuschreiben.

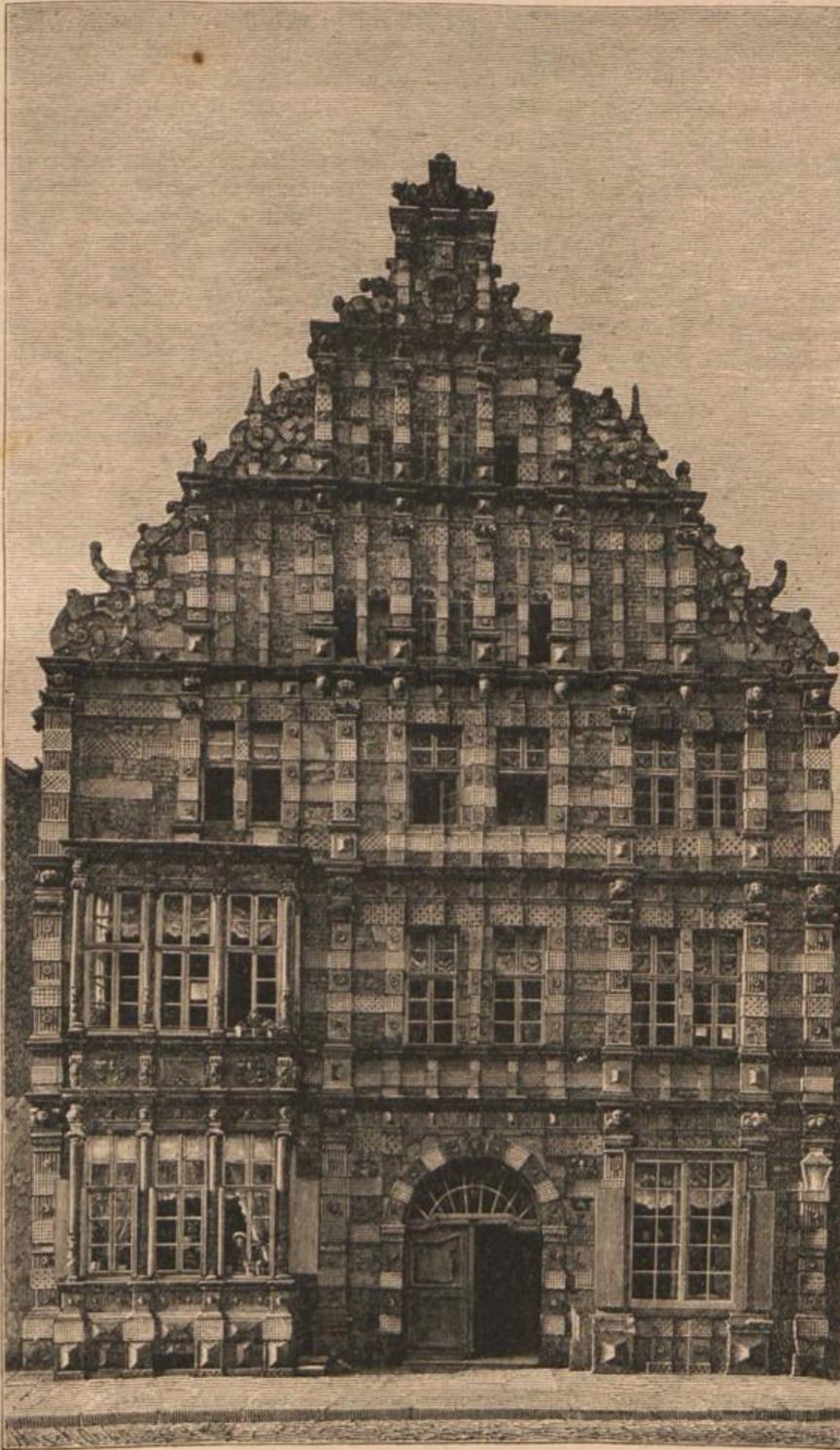
Diese Entdeckungen sind — von verhältnismäßig wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — allerorten trotz der Theologen und vor allen Dingen trotz der Theologie und der theologischen Herrschaft gemacht worden!

Die Theologie des Abendlandes ist, wie schon erwähnt, nicht

minder verfolgungsfüchtig gewesen als die des Islam. Nur hat sie keinen Erfolg gehabt; sie hat den modernen Geist

nicht zermalmt, wie der Islam den Geist der eroberten Länder zermalmt hat. Nur in einem Lande hat die christliche theologische Verfolgung den erstrebten, ihrem eigenen innersten Wesen entsprechenden Erfolg gehabt, in Spanien.

Dort hat ein entsetzliches Unterdrückungssystem den wissenschaftlichen Geist erstickt, so daß wir erst in unserm Jahrhundert hoffen dürfen, ihn wieder kräftig aufleben zu sehen. — In den vom Islam beherrschten Ländern hat sich ereignet, was sich in Europa ereignet haben würde, wenn die Inquisition unter Philipp II. und Pius V. ihren Plan, den menschlichen Geist aufzuhalten, durchzusetzen vermocht hätte: es sind die Blüten früherer Kultur-epochen schonungslos vernichtet und ganze Völker — Millionen und aber Millionen — ihrer geistigen Entwicklungsfähigkeit beraubt worden. Damit hat der



Das Rattenfängerhaus in Hameln.

Islam einen großen Teil der Menschheit um Kultur und Glück schmählich, verbrecherisch betrogen.

Die Hofstiel der Professoren.

Von Sigmund Münz.

(Aus der „Gegenwart“.)

Vor einiger Zeit kam aus Baiern eine Kunde, die nicht verfehlen wird, jeden ernstern Menschen angenehm zu berühren. An den Universtitäten Baierns soll sich unter den Professoren das Streben geltend gemacht haben, gegen Hofstiel und fogu. Standeserhöhungen anzukämpfen; die Lehrer der dortigen Hochschulen fangen es an zu empfinden, daß die Wissenschaft zu erhaben ist, um eitlen Götzen nachzujagen und daß es die Ehre derjenigen, die sie wahr und würdig vertreten, erheischt, sich von kleinlicher Versuchung ferne zu halten. Man begreift es endlich, daß derjenige kein echter Priester des Wissens ist, der nicht durch Tiefe des Denkens und Mühe der Arbeit sich soweit gefördert hat, um abseits von der gewöhnlichen Heerstraße des Lebens zu stehen und im männlichen Stolze äußeren nichts-sagenden Tand von sich zu weisen.

Es gibt traurige Einrichtungen, an deren Rechte niemand zufolge des Alters ihrer Tradition gezweifelt hat; sie bestehen Jahrhunderte und erhalten sich durch die Trägheit menschlichen Denkens. Die moralische Konstitution ganzer Zeiten und ganzer Gesellschaften ist oft so bestellt, daß Gewohnheiten, die vor dem Forum der objektiven Wahrheit als Fehler oder als Laster sogar gerichtet sind, durch das stille Ueberkommen unverletzt bestehen; dann dämmert es in dem Geiste Weniger, und die Kritik wagt sich leise hervor. Es vergeht einige Zeit, und gebrochen hat die Gesellschaft mit Institutionen, die hinfällig in sich selber waren, die nicht erst eines Entdeckers bedurft hätten, um gebrandmarkt zu sein — kaum begreifen es die Epigonen, daß ein verhängnisvoller Bann so lange ungebrochen blieb. Das wird das Schicksal der vielen leeren Titel sein, und was heute noch unter den Menschen der Gesellschaft, der besten Gesellschaft, konventioneller Brauch ist, wird in wenigen Jahren das Sonderrecht einiger Käuze sein.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Vertretenen so weit vorgeückt sind, um das Gebahren der Vertreter zu kritisieren und die Wählenden sich zuweilen fragen, ob die Gewählten auch die Berufenen seien. Der Schüler der Hochschule tritt seinem Lehrer wie einem von der göttlichen Staatsordnung bestellten Organe gegenüber, er hat ihn sich nicht selber gewählt. Allein das Recht kann ihm nicht genommen sein, zu untersuchen, ob unter den Faktoren des Lehrkörpers sich nicht auch Faktoren befinden, unter den Subjekten Objekte, unter den Männern Schranken. Und reichlich finden wir sie heute unter den Vertretern der Wissenschaft; unter ihnen blüht der Byzantinismus, und gar selten findet sich die schöne Paarung der intellektuellen und etischen Potenz in den wissenschaftlichen Kreisen. Immer seltener wird das freie wissenschaftliche und schriftstellerische Schaffen, daß der reinen Freude am Studium, an der Arbeit, dem Streben nach in sich vollendeter harmonischer Bildung zum Denken und Menschenideale entspringt; die Wissenschaft selber wird zum Amte, und nicht selten zum Handwerke, zur Melkkuh. Alles konzentriert sich im Kateder, und neben einem ausgezeichneten Lehrertum findet sich ein wissenschaftliches Bureaokratentum. Herr Karl Hillebrand hat jüngst in diesen Blättern die Anmaßung einiger Katederphilosophen gezeißelt, die in ihrer einseitigen Betrachtung diejenigen zu den Toten zählen, von deren Fette sie leben; sowie ungefähr Herr Dühring wiederum beschränkt genug in seiner Geschichte der Philosophie es den Philosophen zum Laster anrechnet, wenn sie auf Katedern lehren. In der Tat hat sich mit der Identifikation der Wissenschaft und des von der jeweiligen Regierung einigermaßen abhängigen Kateders nicht nur ein militärischer, sondern sogar ein höfisch-oberflächlicher Geist derart unter den Männern der Wissenschaft ausgebildet, daß sich immer mehr die Grenzlinien verlöschen, die den durch einen hohen Wirkungskreis ausgezeichneten Menschen — und welcher Beruf vermöchte es, mit dem wissenschaft-

lichen zu wetteifern? — von der schalen Alltäglichkeit sondern. Wenn derjenige, dem sein Beruf, sein Streben an sich Lohn genug sein und der nur darin einen Erfolg sehen sollte, wenn er einen engeren oder weiteren Kreis von Menschen befreit, nach denselben Auszeichnungen jagt, wie der Mensch, dessen Leben in niedriger Beschäftigung oder in Sport hingeht: steigt er dann nicht von dem hohen Piedestal herab, auf das er durch seine Tätigkeit gestellt ist? Wahrlich, das ist keine Schmach, wenn, was in wissenschaftlichen Kreisen so verurufen ist, der Gelehrte seinem Worte oder seiner Feder die Richtung gibt, daß ihn Tausende verstehen, daß sich Tausende an seinem Funde, an seinen Entdeckungen, an seiner Gedankenfreude laben; das aber ist eine traurige Schwäche, wenn er einen gleichen Maßstab für den Lohn seines Wirkens hat wie der Pöbel.

Wer je der Stimme des unverderbten jugendlichen Instinktes gelauscht hat, konnte es hören, wie ihm greisenhafte Schwäche, der Mangel einer ungebeugten Männlichkeit gleich einem Vergehen verdammenswert erschien. Sagen wir es doch offen und unumwunden: die Studenten, wenigstens die kritischeren Geister unter ihnen, finden, wie sich Schreiber dieser Zeilen oft genug zu überzeugen Gelegenheit hatte, eine bedauernde Schwäche in der Gewohnheit ihrer Lehrer, nach Titeln, wie den eines Regierungsrates, eines Hofrates, eines geheimen Hofrates oder eines geheimen Regierungsrates, und nach schalen Orden zu jagen. Gewesene Jünglinge unter den Herren Hofräten erinnern sich vielleicht noch jener frischen unverderbten Phase ihrer Ueberzeugungen, in welcher sie, getragen und gehoben von dem Ernste ihrer Studien, zu hoch standen, um nicht für titelstolze Hofräte ein mitleidiges Empfinden in sich zu hegen. Solche merkwürdige Metamorphose von der jugendlichen Reinheit zur greisenhaften Verschommenheit, zur selbstvergebenen Schwäche des Wesens ist so häufig, daß nach diesem Gesetze der Wandlung der Arten der Schreiber dieser Zeilen fast fürchten müßte, er selbst könne noch als „Hofrat“ enden.

Welcher Jüngling hat nicht wie ein heiliges Ideal in sich den Gedanken der höchsten politischen, sozialen und religiösen Freiheit getragen, und wie wenige bewahren sich diese sich selber zukommende Treue im Leben. Als ob es das öffentliche Amt mit sich brächte, daß man sich selber ausbebe, sich entmanne und des höchsten Gutes des freien Gedankens entäußere. Wenn wir doch aufhörten, in unserm Urteile so milde Nachsicht zu üben, um in einigen Barthaaren das Kriterium der Männlichkeit, in einigem angelernten Wissen die Wissenschaft zu sehen. Dem bessern Menschen darf und wird nie die Wissenschaft in einiger angehäuften Gelehrsamkeit bestehen — erst der durchdringende Geist der Philosophie, die tiefgeschöpfte Kraft der Ueberzeugung, der belebende Hauch der Freiheit schafft die wahre Wissenschaft. In diesem Sinne allerdings wird sie dem Menschen zur Richtung des Lebens, zur innersten Liebe; und die so begreifen, können nicht anders, als mit gerechtem Selbstbewußtsein, mit hohem Stolze erfüllt sein, den kein Hof, keine Macht auszuzeichnen vermag. So verbindet sich mit einer allmächtigen Liebe zur Wissenschaft, mit einem steten Nachdenken über die eigenen Pflichten und die Pflichten der Gesellschaft gegenüber, mit einer eiferfüchtigen Wachsamkeit über die dem Volke vermöge der in ihm lebenden Kraft zukommenden Rechte und Freiheiten, so daß sie nicht verletzt werden, eine männliche Zurückhaltung gegenüber den vermeintlichen Mächten und vermeintlichen Richtern der Verdienste. Solche Männer stehen so entfernt von der Gewöhnlichkeit, daß sich kein Titel an sie heranwagt, ohne die Entrüstung ihres Stolzes gegenüber einer so kindischen Zumutung hervorzurufen, daß an solcher wohlgepanzerten Mannesbrust jedes Ordenssternchen in seine nichtigen Atome zerfällt.

Als ob es nicht wirklich Bildungsepochen gegeben hätte, in welchen die Wissenschaft diesen schönen erhebenden stolzen Geist geatmet hat. Erzieht uns nicht die griechische Philosophie zu diesem in der Natur des Menschen eigentlich liegenden Stolze; atmen nicht die Rundgebungen des ersten Christentums diese innere Emanzipation, wiederholt sich da nicht ewig der Gedanke, daß das Göttliche nicht ein außerhalb des Menschen Gelegenes ist, sondern die höchste Spitze seiner eigenen Entwicklung? Und das Königliche, das Höfische sollte es wohl sein? Wie könnten wir doch vielfach aus der Wissenschaftsgeschichte der Reformation und der Epoche der französischen Revolution lernen uns selber achten und die Luft begreifen, die sich zwischen Hoffschwänzen und Wissenschaft, zwischen Männern und Puppen aufstut. Oder sollte uns nicht das erhabene Beispiel Spinozas bilden, der es nicht wagte, sich aus stolzer Denkeinsamkeit zu flüchten, um in einem Lehramte auch nur ein Teilchen seiner menschlichen Unabhängigkeit, seiner philosophischen Unbefangenheit hinzuopfern? Lessing und Kant haben es eines Mannes und Denkers unwürdig gefunden, einen statutenmäßigen Panegyrikus auf eine gerade lebende Hofpotenz zu halten. Und heute: auf Katechern lehrt man ihre Gedanken, die ja untrennbar von ihrem Charakter, von ihrer Unabhängigkeit sind; gleichzeitig besteht aber an Universitäten und Akademien die Gewohnheit, daß der eine oder andere sonst vortreffliche Mann einen statutenmäßigen Königshymnus zu gewisser Zeit singt. Männer, die durch ihre wissenschaftlichen Leistungen Tausenden den Staar des Vorurteils stechen, sehen wir plötzlich zusammenknicken, zittern und zucken, wenn der Hauch des Hofes sie getroffen hat; Denker, die männlich und kühn der Natur gegenüberstehen, die sich das Recht der Ueberzeugung und der Kritik gegenüber den tiefsten Rätseln der Welt wahren, stehen wie gelähmte Geister da, wenn sie sich, es sei in Wort oder Schrift, dem Hofe nahen; Männer, die in griechischen Schönheitsidealen, den stolzen Gebilden des hellenischen Bürgergeistes, leben und weben, verdammen sich selber zur Willenlosigkeit gegenüber den selbstgeschaffenen politischen Götzenidealen, die sie unbewußt verherrlichen.

Wenn all' das, wie es ja tatsächlich nur eine bemitleidenswerte Schwäche ist, von keinen bösen Folgen begleitet wäre; allein solches Gebahren wird in seinen Folgen zum Verderben. Aus diesem trüben Ursprunge entquillt jene Schaar von Hofhistoriographen, die an Hochschulen und Akademien noch immer so beherrschenden Einfluß haben und deren Geschichtschreibung dynastischer Panegyrikus ist, jenes herzlose Forchen, das teilnahmslos an den Kämpfen und den Leiden des Volkes vorübergeht und uns ewig mit der gründlichsten Verzeihung der höfischen Hauspolitik, der müßigen diplomatischen Ränke belästigt; jene anekdotenhafte Historiographie der Höfe und der Kasten. So wird schon Geist und Herz der Jugend verfälscht und vergiftet; so fehlt es dem Volke an Anwälten seiner Rechte, da es diejenigen vermissen muß, die in inniger Liebe sich in seine Entwicklung vertiefen, um es zu schöner Vollendung zu geleiten.

Wahrlich, wenn irgend einer dazu berufen ist, in Fühlung mit dem Volksgeiste zu stehen und dem ewigen Flusse, der ewigen Bewegung der Volkseele zu lauschen, so ist es der Gelehrte; schämen müßte er sich, tiefinnerlich schämen, etwas anderes als ein Bürger, ein echter, guter, großer Bürger sein zu wollen, er müßte den Austritt aus dem Bürgertum als den größten Schimpf betrachten, den er sich zufügt; nie und nimmer dürfte er über sich die vermeintliche „Erhöhung in den Adelsstand“ ergehen lassen. Leider aber ist dieses Fagen nach einer illusionären Erhöhung eine so bedenkliche Massenerscheinung geworden, daß wir uns fragen, ob nicht vielfach in den Adern so vieler Gelehrten statt des Blutes und der Kraft der Gesinnung ausschließlich die Tinte einer toten Gelehrsamkeit fließt.

Freudig vernehmen wir den Gruß männlicher Gesinnung, wie er aus Baiern zu uns dringt. Dort ist die Anregung zu einer allgemeinen Konspiration des wissenschaftlichen Gewissens gegen höfische Eitelkeit gegeben. Hoffentlich beteiligen sich alle noch titelkuschenden Gelehrten Deutschlands und Oesterreichs an dieser schönen männlichen Verschwörung.

Die Entstehung des Sonnensystems.

Nach dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft mitgeteilt von L. Bacherl.

Welchem unserer freundlichen Leser sollte nicht schon einmal in seinem Leben an einem heiteren lauen Frühlings- oder Herbstabende beim Anblick eines prächtigen Sternenhimmels die Frage aufgestiegen sein, wie nur die funkelnden Sterne da oben und der bleiche Mond, der so ruhig und friedlich zwischen ihnen dahingleitet, entstanden sein mögen. Das in der Schule aus der sogenannten Schöpfungsgeschichte Gelernte kann dem denkenden Manne nicht genügen, und er sucht nach Lösungen, die seinem angeregten Forschungsseifer immer neue Nahrung bieten, während der Denktüchle diesen Gegenstand aufs innigste mit seiner religiösen Anschauung verknüpft und als ein „Nähr mich nicht an!“ betrachtet. Und doch hat dieses „Woher das alles?“ mit der eigentlichen Religion ebenso wenig zu schaffen als die Betrachtung der grünenden Bäume im Walde oder der schwankenden Gräser und bunt blühenden Blumen auf der Wiese, des singenden Vogels in der Luft oder des vor Jahrtausenden schon Dampfpillen knetenden Atteuchus, den ja auch die frommen egyptischen Priester, weil ihnen die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung fremd waren, als ein Heiligtum verehren ließen.

Auch schon im grauesten Altertum beschäftigte man sich mit der Lösung so schwieriger Fragen, und den Religionsystemen der frühesten Kulturvölker, der Indier, Chinesen, Egypter war fast immer eine Kosmogonie (Weltentstehungslehre) vorausgestellt, um auf den mehr oder minder zweifelhaften Wert der ihr folgenden sogenannten Offenbarung vorzubereiten. Von den Egyptern ging die Anschauung ihrer Priester über die Entstehung der Welt in den mosaischen Schöpfungsbericht über,

welcher trotz seiner inneren Widersprüche und seiner unaussprechbaren Haltlosigkeit den Gesetzen der Natur und der gesunden Vernunft gegenüber von den breiten Bevölkerungsschichten Europas seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag als ein wahres Wunder von Weisheit angestaunt worden ist.

Ein kritikloser Kompilator hat hier zwei Dichtungen aneinander gereiht, die sich schnurstracks widersprechen. Nach dem ersten Bericht (1. Mos. I, 1, bis II, 3) war die Erde mit Wasser bedeckt, so daß kein festes Land zu sehen war, nach dem zweiten (II, 4) sehen wir die Erde anfangs trocken; jener läßt den Menschen zuletzt hervorgehen, dieser setzt ihn an die Spitze der Schöpfung, damit nach dem „alles anfeuchtenden Nebel“ jemand da war, der „das Land baute“. Ja, werfen wir nur einen kurzen Blick auf die erste Erzählung allein, so ist uns rein unerfindlich, ob wir mehr die Naivetät des Erzählers oder die des gläubigen Publikums bewundern sollen. Während am ersten Tage das Licht von der Finsternis geschieden wird — als ob sich beide mischen ließen wie zwei Farben und das Licht bestehen könne ohne irgend eine Lichtquelle! — und am zweiten Tage das feste Himmelsgebäude (die Feste) bereitet wurde zur Scheidung der Wassermenge teils über — natürlich als Reservoir für den künftigen Regen! — teils unter der Feste als Meer; so sehen wir am dritten Tage allerhand Pflanzen und fruchtbeladene Bäume entstehen — Licht und Wärme hatten sie damals zu ihrem Gedeihen nicht nötig! — und am vierten Tage endlich den Weltenschöpfer beschäftigt, die Sonne und den Mond und die Sterne zu fabrizieren und einem Architekten

gleich an das Himmelsgewölbe zu befestigen. Darüber weiter nachzudenken, überlasse ich gern dem denkenden Leser.

Ganz andern Anschauungen begegnen wir vielleicht um dieselbe Zeit, in der obige Mythe zusammengestellt wurde, bei dem Volke, das uns bis diesen Tag als Träger der Wissenschaft, der Kunst und Humanität erscheint, dem Volke der Griechen. Schon Empedokles (440 v. Chr.) leugnet die Möglichkeit, etwas aus nichts hervorzubringen; bei ihm ist das Werden, wie noch heute, nichts anderes als eine neue Vereinigung des schon Vorhandenen. Die ganze Welt ist ihm eine Mischung der (4) Elemente, und aus diesen bestehe alles, was war und was ist und was sein wird; die Welt ist ihm daher ewig und unerschaffen:

Keiner der Götter hat sie gebildet und keiner der Menschen,
Zunmer war sie.

Ursprünglich waren nach ihm die Elemente vereinigt und bildeten eine große Kugel. Die Kraft, durch welche sie zusammengehalten wurde, war die Liebe = Anziehung; durch ihre Herrschaft fanden sich alle Elemente in voller Harmonie und die Weltkugel erfreute sich seligen Friedens. Im Gebote der Naturnotwendigkeit aber lag es, daß dieser Zustand aufhörte. Der Haß trat hinzu und entzweite die Elemente; er trennte, was die Liebe vereinigt hielt, und diese strebte nun, das Geschiedene wieder zu verbinden. So haben wir zwei Kräfte, durch deren Wirkung die Elemente in ewigem Wechsel sich vermischen, Liebe und Haß oder, ohne poetische Einleitung, Anziehung und Abstoßung.

Die Bildung der Welt aber geschah auf folgende Weise. Zuerst entstand die Sonne, dann die Luft, das Meer, dann die Erde. Aus diesen entwickelten sich zunächst die Vegetabilien, denen Empedokles wie allen übrigen organischen Wesen Beseelung zuschreibt, darauf aus der mit Wasser gemischten Erde unter Einwirkung der Wärme die Tiere, anfangs formlose Wesen, ohne Glieder und Sprache, dann aber immer vollkommener sich entwickelnd zu Wesen, welche imstande waren zu leben und ihr Geschlecht fortzupflanzen. Die fortschreitende organische Bildung als eine Annäherung an immer größere Vollkommenheit und allmähliche Rückkehr zum ursprünglichen Zustande des Weltalls. Alles ist demnach einer unaußhörlichen Veränderung unterworfen und auch der Mensch diesem Wechsel des Irdischen preisgegeben; die Elemente, die seinen Körper bilden, gehen und kommen und mischen sich anders in jedem Augenblick. Und in diesem Sinne behauptet Empedokles, daß die Elemente, aus denen sein Körper bestehe, schon in allen möglichen Verbindungen vorhanden gewesen seien:

„Ehemals war ich ein Knabe und bin auch ein Mädchen gewesen,
Und ein Strauch und ein Segel in der Luft und ein Fisch in den Fluten.“

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Darstellung der gesamten auf die Entstehung der Welt bezüglichen Phantasiegebilde zu geben, würde dies doch den Raum eines Buches in Anspruch nehmen. Die beiden vorausgeschickten Berichte sollten nur zeigen, wie grundverschieden die Ansichten der Alten über diesen Gegenstand waren, und wie bereits die Griechen auf dem Wege der Spekulation zu Schlüssen gelangten, welche die Ergebnisse unsrer heutigen exakten Wissenschaften nahezu streifen.

Standen wir vor hundert Jahren hinsichtlich des uns vorliegenden Gegenstandes fast noch ganz auf dem Standpunkte der Alten, so sind wir heut nach den von jener Zeit ab und namentlich während der letzten Jahrzehnte gemachten Fortschritten der Astronomie, Physik und Mechanik zu der Annahme gezwungen, daß unser ganzes Sonnensystem mit allen seinen Gliedern, also die Sonne sammt den sie umkreisenden Planeten und Monden, auf seiner frühesten Entwicklungsstufe eine ungeheure zusammenhängende Dunstmasse bildete. Nach dem Gesetz der Gravitation, wobei nach Faye immense Bewegung in Wärme umgesetzt wurde, nahm dieser Gasballen die Gestalt einer Kugel an, welche infolge der durch irgend eine Kraft veranlaßten Rotation, und zwar von West nach Ost, wozu schon die Anziehung der benachbarten Körperchen hinreichend war, einestheils eine Abplattung an ihren Polen, andernteils eine Anschwellung in ihrer

Äquatorialgegend erleiden mußte. Beide Erscheinungen hängen von dem Verhältnis der Zentrifugalkraft, welche den Körper von dem Mittelpunkt der Krümmungsfläche stets zu entfernen strebt, zur Schwerkraft ab, vermöge welcher ein größerer Körper auf die in seiner Nähe befindlichen Körperchen eine Anziehung ausübt. War nun die durch die Rotation hervorgerufene Zentrifugalkraft in jener großen, einem fernen Nebel gleichenden Dunstugel vorherrschend, so mußte bei gleichzeitig fortschreitender Verdichtung ihrer Masse mit der Abplattung an den beiden Enden ihrer Achse zugleich in der Gegend des Äquators derselben eine Aufstreibung stattfinden, welche sich bei anhaltender Rotation endlich von dem Gesamtkörper löste und einen um denselben freischwebenden Ring bilden, wie wir dies heute noch am Saturn beobachten können.

Aus dem Studium der Mechanik ergibt sich ferner, daß die Dichte eines solchen Ringes an verschiedenen Stellen eine verschiedene ist, sein Zusammenhang infolge der immermehr zunehmenden Zusammenziehung an einer oder mehreren Stellen unterbrochen und zu einer ebenfalls von Westen nach Osten um den Zentralkörper kreisenden und in derselben Richtung um ihre eigne Achse rotirenden Kugel sich zusammenballen mußte. Dieser erste von jenem sich lösende Ring bildete den äußersten Posten unsers allmählich sich entwickelnden Sonnensystems, den Planeten Neptun, welcher nun ebenfalls um seine Achse von Westen nach Osten rotirte und in derselben Richtung die Sonne umkreiste und zwar in derselben Ebene, welche durch den Mittelpunkt der Sonne hindurchgeht. Derselbe Vorgang wiederholte sich im Laufe der Millionen von Jahren so oft, bis die ganze Planetenreihe von Neptun bis zum Merkur oder noch darüber hinaus durch Ringbildung von der Sonne sich abgelöst hatte und als scheinbar selbständige Weltenbürger um dieselbe ihre Bahnen beschrieb.

Natürlicherweise mußte bei fortwährender Verdichtung des Zentralkörpers und durch die jedesmalige Abgabe an Masse bei jeder neuen Ring- und Planetenbildung das Volumen desselben an Umfang verlieren, demgemäß auch die Masse eine immer dichtere und deren Abstände von der Sonne sowie deren Umlaufszeit um dieselbe vom Neptun aufwärts von Planet zu Planet eine stets geringere werden. Wenn daher Neptun bei einer Sonnenweite von 627 Millionen deutsche Meilen zur Beschreibung seiner Bahn um die Sonne eine Zeit von 217 Erdenjahren nötig hat, so braucht zu derselben Bewegung

Uranus bei einem Abstand von 401 mill. Meilen	83 Jahre,
Saturn „ „ „ „ 201 „ „	29 „
Jupiter „ „ „ „ 107 „ „	12 „
Mars „ „ „ „ 32 „ „	1 „ 322 Tage,
die Erde „ „ „ „ 20 „ „	— „ 365 „
Venus „ „ „ „ 14 „ „	— „ 244 „
Merkur „ „ „ „ 8 „ „	— „ 88 „

Derselbe Prozeß aber, den wir soeben an der Sonne sich haben vollziehen sehen, fand bei den meisten Planeten eine Wiederholung. An den größeren derselben bildeten sich in gleicher Weise nach der Abplattung an den Polen durch äquatoriale Aufstreibung Ringe, aus deren Zusammenziehung ihre Monde (Trabanten) entstanden, welche sich ebenfalls von Westen nach Osten um ihre Achse und in derselben Richtung um ihren Planeten bewegen mußten. Während die Erde nur einem Monde das Dasein gegeben hat, wird der nächstfolgende Mars von zweien, Jupiter von vier, Saturn sogar von acht solchen Trabanten auf der Bahn um die Sonne begleitet; die Zahl der Uranusmonde beschränkt sich dagegen wieder auf vier und dem Neptun konnte bis jetzt nur ein einziger mit Sicherheit zuerteilt werden. Die beiden innern Planeten Venus und Merkur zeigen eine nur äußerst geringe Abplattung und durchaus keinen Mond, indem entweder ihre Dichte im Anfang ihrer Entwicklung schon zu groß oder die Schnelligkeit ihrer Achsenbewegung zu gering war, um der Zentrifugalkraft den ferneren Sieg über die Gravitation verschaffen zu können.

Die Sonne aber, welche vor der Planetenbildung als glühende Dunstugel eine Ausdehnung besaß, deren Durchmesser mindestens ums doppelte größer als ihre jezige Entfernung vom



Samoa - Insulaner.

Neptun sein, demnach 2×627 Millionen deutsche Meilen betragen mußte, war durch ihre Wärmeausstrahlung genötigt, im Laufe der Aeonen sich allmählich zu verdichten, wobei als Wirkung der Gravitation ein Fallen der kleinsten Körperteilchen nach ihrem Centrum hin stattfand.

Mit dieser zusammengedrängten Darstellung erhält der freundliche Leser den Gesamtinhalt der Theorien, welche zuerst, wenn auch mit einzelnen irrigen Voraussetzungen untermischt, der königsberger Denker Immanuel Kant in seiner „Naturgeschichte des Himmels“ 1755 aufgestellt hat, und welche vierzig Jahre später von dem berühmten Physiker Laplace (1796), doch ganz unabhängig von jenem, in seinem Werk: „Exposition du système du monde“ mit einer Schärfe entwickelt worden ist, wie dies heute noch nicht besser geschehen könnte.

Daß eine derartige Publikation in der damaligen gelehrten Welt ein ungeheures Aufsehen und Kopfschütteln erregte, läßt sich denken, allein da man nicht das Zeug hatte, die Haltlosigkeit dieser aus den gründlichsten Berechnungen herausgewachsenen Theorie mit niederschmetternden Gründen ad absurdum führen zu können, wendete man schon damals das noch gegenwärtig gepflegte Mittel feigen Totschweigens an. Es ist ja zuzugeben, daß dieses System nur als das äußerste Resultat kühner Schlüsse aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu betrachten war, für welches zwar strengbindende Beweise fehlten, welches aber mit keinem bekannten Naturgesetz in Widerspruch steht und nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen eines Faye, Daubrée, Schiaparelli und Oppolzer und besonders eines Böllner immer mehr als die allein mögliche Theorie bezeichnet wird, durch welche die Entstehung des Sonnensystems und der Erde zu erklären sei.

„Wenn nun,“ sagt Professor Pfaff, „weder von Seiten der Mechanik noch von Seiten der Physik irgend ein gegründeter Einwand gegen diese Theorie erhoben werden kann, so ist auch die Möglichkeit derselben erwiesen; zur Wahrscheinlichkeit aber wird sie dadurch erhoben, daß eine ganze Reihe von Erscheinungen und Tatsachen durch sie eine höchst einfache Erklärung finden, die sonst unerklärbar sein würden und ganz geeignet waren, jenen genialen Rechner (Laplace) zur Aufstellung seiner Theorie zu veranlassen.“

Diese Erscheinungen sind kurz zusammengefaßt folgende:

1. Die Bahnen sämtlicher Planeten zeigen eine nur geringe Exzentrizität und fallen ziemlich genau in eine und dieselbe Ebene, welche durch den Mittelpunkt der Sonne hindurchgeht, in die Ebene der Ekliptik.

2. Alle Planeten bewegen sich ohne Ausnahme von Westen nach Osten um die Sonne und drehen sich ebenso in derselben Richtung um ihre Achse.

3. Die Bahnen der Monde fallen mit den Bahnen ihrer Planeten zusammen, und auch sie bewegen sich in derselben Richtung.

4. Die Sonne bewegt sich in gleicher Weise um ihre Achse. Alle diese Erscheinungen zusammengekommen können nur als die notwendige Folge aus jener Annahme angesehen werden, daß früher sämtliche Planeten und Monde mit der Sonne in einer zusammenhängenden Dufkugel vereinigt waren, welche in derselben Richtung, wie heute noch die Sonne, um ihre Achse rotirte. Ohne diese Theorie muß man diese Erscheinungen als rein zufällige ansehen, da sich eine andere gemeinschaftliche Ursache dafür nicht auffinden läßt.

Mit dieser Beweisführung hätte man sich schon einstweilen beruhigen können, hatte ja die Sphinx den Schleier des Räthels gelüftet, um dessen Lösung die denkenden Kräfte des Menschen seit Jahrtausenden sich abgemüht hatten. Allein die nach Wahrheit ringende Wissenschaft suchte nach neuem Beweismaterial

zur Unterstützung und inneren Befestigung dieser schon fast unangreifbaren Theorie.

Nach Konstruirung der Zentrifugalmaschine war es leicht, die durch Achsenbewegung hervorgerufene polare Abplattung und äquatoriale Anschwellung zur Anschauung zu bringen. Die Herstellung dieses Apparates erforderte keine große Mühe. Eine größere Scheibe wird mit einer kleineren durch eine Schnur ohne Ende, wie bei einer Nähmaschine, verbunden, so daß, wenn man die größere Scheibe mittels einer Handhabe umdreht, die Bewegung derselben in der Art auf die kleinere übertragen wird, daß diese eine größere Anzahl von Umdrehungen macht. Befestigt man nun auf der kleineren Scheibe einige (4—6) kreisförmige dünne Blechstreifen, welche oben miteinander fest vereinigt sind, aber dem Mittelpunkt der Scheibe gegenüber eine runde Oeffnung besitzen, durch welche ein platter Metallstab hindurchgeht, und setzt man sodann diesen Zentrifugalapparat (Abplattungsmodell) in eine schnellere Bewegung, so rücken die beiden Pole näher aneinander, der Aequator entfernt sich von der Umdrehungsachse und — wir sehen, wie die Abplattung vor sich geht. Natürlich kann diese Erscheinung nur eintreten, so lange der rotirende Körper in einem sehr elastischen Zustande sich befindet, welche Bedingung ja bei der Bildung der Planeten in der Gasform der Sonne vorhanden war.

Dem Professor Plateau in Gent verdanken wir ein anderes Experiment. Er füllte ein größeres zylinderförmiges Glas bis über die Hälfte mit einer aus Alkohol und Wasser bestehenden Mischung, deren spezifisches Gewicht dem des Oeles gleich war; darauf goß er eine Quantität Olivenöl zu, das nun wegen der gleichen Schwere nicht auf dieser Mischung schwamm, sondern in diese eindrang und infolge der Molekularanziehung in derselben eine Kugel bildete, dann führte er durch das Glas eine senkrechte Achse ein, welche eine kleine Scheibe trug, deren Mittelpunkt genau mit dem der Dufkugel zusammenfiel. Wurde nun die Achse in Bewegung gesetzt und dadurch jene Dufkugel zum Rotiren gebracht, so schwoh die letztere an ihrem Aequator an und flachte sich an ihren beiden Polen ab, wodurch ein Bild vom Entstehen der Abplattung der Planetenkugeln gegeben wurde. Bei Fortsetzung der Rotation bis zu einer Geschwindigkeit von zwei bis drei Achsendrehungen in der Sekunde wurde die Delmasse an der Achse oben und unten hohl, weil sie sich in horizontaler Richtung stets weiter ausdehnte, bis endlich die Delmasse die Scheibe verließ und als ein völlig regelmäßiger Ring erschien. Nach Lostrennung des Ringes von der Scheibe wurde bei fortgesetzter Rotation derselben, wodurch zugleich auch in der Alkoholmischung eine drehende Bewegung und mit ihm eine Zentrifugalkraft erzeugt wurde, der Delring in mehrere einzelne, die Kugelgestalt sofort annehmende Massen geteilt, die sämtlich in der nämlichen Richtung, nach welcher der Ring rotirte, sich um ihre Achsen sowie um die die Bewegung veranlassende Scheibe bewegten.

Dieser Versuch, zu dessen Ausführung eine große Gewandtheit im Experimentiren erforderlich ist, und der zuerst von dem berühmten Faraday mit Erfolg wiederholt wurde, gibt ein Bild im Kleinen von der Entstehung der Planeten.

So hatte die Wissenschaft nunmehr experimentell nachgewiesen, daß jener Theorie von der Planetenbildung eine wohlbegründete Berechtigung innewohne, und es blieb nur noch ein Beweis zu liefern, ein Zweifel zu zerstören, nämlich der, ob denn die Sonne aus denselben Stoffen zusammengesetzt sei, als die Erde und die übrigen Planeten, wie es ja notwendig der Fall sein müßte, wenn die Planeten der Sonne ihre Entstehung verdanken sollten. Wie dieser Beweis erbracht, darüber wollen wir in einem besonderen Artikel in einer der Nummern des neuen Jahrgangs berichten.

Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von Hans Eckart.

(Schluß.)

Es gelang mir wirklich, meinen Freund Christian am folgenden Morgen zu dem Geheimrat Professor Krösch und damit, wie ich anzunehmen berechtigt war, seinem Glück in die Arme zu treiben.

Dann sah ich ihn fast eine Woche lang nicht. Ich vertiefte mich in eine mir sehr wichtige und schwierige Arbeit und war zufrieden, von Christian schriftlich Nachricht zu empfangen, daß ihn der Professor überaus liebenswürdig aufgenommen und so gleich mitten in eine Fülle hochinteressanter Arbeiten hineinversetzt habe. So hätte er jetzt wirklich alle Aussicht, glücklich zu werden, schrieb er, „wenn nicht —“

Die zwei Gedankenstriche wiesen offenbar auf die unselige Doppelliebe zu den unbekanntem Schönen hin. Fast ein wenig ärgerlich schüttelte ich den Kopf.

„Dieser Mensch ist imstande,“ brummte ich vor mich hin, „sich in all' seinem gegenwärtigen unvernünftigen Glück, wenn es auch anhält bis an sein Lebensende, wirklich elend zu fühlen, bloß dieser phantastischen, nebelhaften Liebeeseinbildung wegen.“

Gerade neun Tage lang hatte ich Christian nicht gesehen, als ich nach Vollendung meiner Arbeit, entschlossen ein paar Tage der Erholung zu widmen, wiederum meine Schritte nach des Freundes Behausung lenkte.

Doch mein Gang war vergebens; er befand sich bei dem Geheimrat Krösch. Planlos schlenderte ich nun durch die Straßen und bog in die ausgedehnte Promenade, um in längerem Spaziergange die wohlige Spätsommerluft so recht nach Herzenslust zu genießen.

Plötzlich begegnete ich zwei älteren Herren, die zu mir herüberschauten. Ich kannte sie beide und griff daher eiligst nach dem Hut. Mein Gruß wurde freundlichst erwidert. Der ältere von den Herren blieb sogar stehen und fragte:

„Woher und wohin des Wegs, Herr Eckart?“

„Von der Wohnung Ihres Neffen komme ich, Herr Toska,“ entgegnete ich. „Doch er scheint sich völlig in die Arbeit zu vergraben, die ihm der Herr Geheimrat Krösch aufgetragen, — ich fand ihn nicht. Jetzt schweife ich ziellos spazierend umher.“

„Gehst uns gerade so,“ entgegnete Christians Onkel, der alte Amerikaner, der mir heute außergewöhnlich aufgetupft und freundlich erschien, „passen also zueinander und zwar um so besser, als mein lieber alter Dertel hier heut ungewöhnlich wortfarg und zerstreut ist. Ein junges die Unterhaltung belebendes Element können wir beiden Alten famos gebrauchen, also begleiten Sie uns.“

Ein Blick auf den Professor Dertel überzeugte mich, daß auch ihm meine Gesellschaft nicht unangenehm sein würde; ich folgte daher der freundlichen Aufforderung mit Vergnügen.

Bald war eine ziemlich lebhafte Unterhaltung im Gange, während wir drei langsam und behaglich, den schönen Abend genießend, durch die Promenadenanlagen dahinschritten.

Der Gegenstand der Unterhaltung war zunächst Christian und sein Glück, wofür sich auch Professor Dertel lebhaft zu interessieren schien. Der Anregung des Herrn Toska nachgebend, erzählte ich von dem überraschenden Benehmen des Majors von Zahlen und seiner Familie, ferner des Geh. Kommissionsrat Brendel gegen Christian und von dem Ueberraschendsten, dem Engagement Christians durch den Geheimrat Krösch.

Der Professor Dertel schüttelte zu alledem verwundert sein weißes Haupt.

„Sehr sonderbar, fast unglaublich,“ meinte er. „Ich kenne Krösch so genau wie möglich und weiß, daß er noch wenige Tage vorher einen ganz andern jungen Mann zu seinem Gehilfen ausersehen.“

Onkel Toska's mageres, starres Amerikanergesicht dagegen erschien mir merkwürdig lustig und verschmizt.

„Wenn der Junge geschickt ist, so legt er sich einen Harem an und sammelt sich darin die schönsten, die reichsten und die gelehrtesten Mädchen unserer Stadt. Die beiden Fräulein Krösch würden sich darin als wissenschaftliche Leiterinnen des Instituts vortrefflich ausnehmen.“

„Aber Toska, ich bitte dich —“ sagte der Professor, über den frivolen Einfall seines alten Freundes ein klein wenig entrüstet.

„Tröste dich, Dertel, du würdest an dieses wissenschaftliche Institut keinen Ruf als Lehrer oder Experimentator zu gewärtigen haben, aber wenn dir vor 30, 40 Jahren die Mädchen so auf dem Präsentirteller entgegengebracht worden wären, wie diesem Jungen, dem Christian, so weiß ich, was du getan hättest, Dertel —“

„Da wäre ich doch sehr neugierig, Toska,“ sagte der Professor, indem er stehen blieb und seinen Freund nachdenklich ernst anschaute.

Der alte Amerikaner lachte.

„Du hättest mit allen zehn Fingern zugegriffen.“

„Du vergiffest, Toska, daß wir keine Türken sind,“ entgegnete der Professor mit unzerstörlichem Ernste.

„Gewiß nicht, aber du wärest zu den Mormonen gegangen und ihr Prophet geworden.“

„Hm,“ machte der Professor, indem er sich zum Gehen anschickte, „hm, wäre vielleicht gescheiter gewesen.“

Mich hatte das Zwiegespräch der beiden alten Freunde sehr ergötzt. Nachdem es beendet, nahm ich die frühere Unterhaltung wieder auf.

„Unserm guten Christian wird leider der vortreffliche Ausweg an den Salzsee nichts nützen, für ihn waren die Würfel geworfen, ehe die große Glücksperiode hereinbrach.“

Der Onkel Toska schaute mich gespannt an.

„Wie so? Erzählen Sie mir das recht genau.“

Ich erzählte die schnurrige Geschichte von der unglücklichen Doppelliebe.

„Der Junge ist toll,“ rief der amerikanische Onkel.

„Weshalb?“ fragte der Professor sehr ruhig, wie immer, „die menschlichen Gefühle lassen sich weder kommandiren noch mathematisch berechnen.“

„Glauben Sie, Herr Eckart,“ fuhr Onkel Toska fort, „daß der Christian wirklich mit seinem ganzen Herzen an einem oder meinethwegen auch zwei Mädchen hängen bleiben kann, die er nur ein einziges Mal in seinem Leben und noch dazu nur wenige Stunden lang gesehen hat?“

„Nach Christians Gemüts- und Charakteranlage — gewiß,“ entgegnete ich.

„So — hm — nun wiederholen Sie mir noch einmal genau, Herr Eckart, was der Junge von den Mädchen und ihrer Familie weiß.“

Damit war ich bald fertig. Seltsamerweise sagte Herr Toska:

„Das ist vollkommen genug.“ Dann schien er einen kurzen Augenblick lang etwas zu überlegen, darnach reichte er seinem Freunde Dertel und mir seine Hände hin.

„Adieu für heute,“ sagte er. „Ich habe genug spaziert. Grüßen Sie mir den Christian, lieber Herr Eckart, und gehen Sie mit meinem alten Dertel wenigstens noch eine Stunde lang spazieren. Ich sag' Ihnen, der alte Stubenhocker hat's nötig; jetzt kann er's auch, nachdem die Affäre mit den Preisarbeiten zu Ende ist.“

Damit ging er rasch wie ein Junger von dannen.

Der Professor sah ihm erstaunt und kopfschüttelnd nach:

„Sonderbarer Kauz, dieser Toska. Sehen Sie, Herr Eckart, da holt mich der Mensch vor einer Stunde ab unter dem Borwande, er müsse wenigstens drei Stunden spazieren gehen, und jetzt läuft er spornstreichs ohne Angabe der Gründe davon.“

Ich fand natürlich auch keine Erklärung für die sonderbare Tatsache. Indessen beschäftigte mich dieselbe nicht so lebhaft, als die Andeutung Toska's bezüglich der Preisarbeiten.

Jetzt erst erinnerte ich mich daran, daß Professor Dertel der Vorsitzende der Kommission war, welche die Preise für die besten Lösungen der Aufgabe zu verteilen hatte, an die sich auch mein Freund Christian gewagt hatte.

Ich erlaubte mir die Frage an den Professor, ob schon entschieden sei, wer die glücklichen Preisträger seien.

Professor Dertel verneinte.

„Die Arbeit, welche den ersten Preis davon trägt, ist bereits bestimmt. Aber der Name des Verfassers ist noch vollständiges Geheimnis. Die Couverts, welche die Namen der Preiskurrenten bergen, sind noch uneröffnet.“

„Es ist also unmöglich, daß irgend jemand heute schon die Preisträger kennt?“ fragte ich weiter.

„Völlig unmöglich,“ entgegnete der Professor mit dem Tone festester Zuversicht. Dann fuhr er fort: „Die Kommission ist übrigens selbst auf die Enthüllung, wer der erste Preisträger ist, gespannt. Seine Arbeit ist vorzüglich: originelle frische Anschauungs- und Behandlungsweise, die weit aus dem Gleise des Hergebrachten gewichen ist, ohne auf Abwege zu geraten, dabei eine eminente Vertrautheit mit der gesammten einschlägigen Literatur, aus der mit erstaunlicher Sicherheit durchweg die besten Quellen gewählt und zur Grundlage der historischen Folgerungen und Darlegungen des Verfassers gemacht sind, — wirklich ganz ausgezeichnete Arbeit.“

Die Chancen meines guten Christian fielen in meinen Augen recht bedeutend nach diesen Worten des Professors.

Eminente Kenntnis der gesammten einschlägigen Literatur — keine Spur. Das kann er nicht sein, — er hat ja selbst darüber geklagt, daß er die Literatur seines Gegenstandes nur zu einem verhältnismäßig kleinen Teile kennt, — armer Christian, diese Hoffnung ist also zu Wasser geworden, — freilich hat er sie auch längst schon selbst aufgegeben, — so dachte ich mir, während ich eine Weile stumm neben Professor Dertel hinschritt.

Allgemach lenkte derselbe nun die Unterhaltung auf wissenschaftlich-kunstliche Themen über, die ihn lebhaft beschäftigten und auch für mich von hohem Interesse waren. Es mochten in der That etwa noch eine Stunde verfließen sein, seit Herr Toska uns verlassen hatte, als wir vor der Wohnung des Professors anlangten und er sich von mir in herzlichster Liebenswürdigkeit verabschiedete.

Professor Dertel wohnte in der Nähe des Bahnhofes. Mein Weg nachhause führte mich dicht an diesem vorüber. Ich kam in einen dichten Menschenstrom hinein, der sich nach der Abfahrschalle drängte, um noch einen Zug zu erreichen, der binnen wenigen Minuten abgehen mußte. Plötzlich hörte ich hinter mir eine scharfe, kräftige Stimme die Worte rufen:

„Gute Nacht, lieber Herr Eckart!“ Ich schaute mich rasch um. Aus einem eleganten Landauer winkte und nickte mir Onkel Toska augenscheinlich in einer für einen alten Amerikaner und Menschenhasser auffällig guten Laune zu.

Ich erwiderte den Gruß und mochte dabei wohl ein etwas verwundert fragendes Gesicht gemacht haben.

„Hab mich schnell zu einer kleinen Entdeckungsreise entschlossen, — ja, ja — —“ rief Herr Toska wie zur Antwort auf meine stumme Frage.

Damit war er auch schon vorüber.

Professor Dertel hat recht, sagte ich mir. Ein sehr sonderbarer Kauz, dieser alte Herr. Was der nur entdecken will auf dieser so plötzlich unternommenen Reise!

* * *

Wenige Tage darauf erschien Christian Gutenbier in meiner Wohnung. Ich hatte gehofft, ihn froh oder wenigstens froher und zufriedener als zuvor wiederzusehen, aber ich hatte mich arg getäuscht. So finsternen und trübseligen Antlitzes wie nur je stand er vor mir.

„Unzufriedener, unverbesserlicher Mensch,“ rief ich ihm zu.

„Was fehlt dir denn nun alles? Oder ist all dein Glück wieder vorbei — verfliegen wie eine Fata morgana — wie ein Sommernachtsstraum — —, bist du nicht mehr der allbeneidete Mitarbeiter des Professor Krösch?“

„Doch, der bin ich noch — —“

„Nun, was sonst — hast du die feurige Thusekda, die flammende Roswitha nicht wieder gesehen — —“

„Doch, doch — —“

„Bist du bei dem Geheimen Kommissionsrat Brendel und seinen pikanten Schönen auf kühle Ablehnung gestoßen — —“

„Im Gegenteil.“

„Hast du dich etwa gar in die stolzen Töchter deines Professors verliebt und hast Körbe davongetragen — —“

„Ich wünschte, es wäre so — —“

„Was, du wünschst dir Körbe von so schönen und interessanten jungen Damen, deren Gatte zu werden dir als ein riesiges Glück erscheinen müßte, da deine Zukunft dann für alle Zeiten gesichert wäre?“

„Was nützt das alles,“ seufzte Christian so schwer und tief, daß es einen Stein hätte erbarmen können. „Laß dir erzählen. Beim Professor ging anfänglich alles viel, viel besser, als ich erwartet hatte. Ich arbeitete mit Liebe und Lust und erntete die wohlhabendste, gemessene Zustimmung des erstaunlich gelehrten Mannes. Dabei kam mir seine Familie, ähnlich wie er, mit ruhiger Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen und bald war ich bei ihr wie zuhause. Soweit ging alles so gut, als ich es billigerweise nur irgend erwarten konnte — bis zu dem Bal champêtre im Bülauser Park, zu dem ich noch eine Extraeinladung vom Ballkomitee erhielt. — Allen meinen Grundsätzen hohnsprechend ging ich hin, die Strafe folgte auf dem Fuße. Ich wurde unbegreiflicherweise so ausgezeichnet, daß ich sicher ein Narr geworden wäre, wenn ich Anlage zum Hochmut und zur Selbstüberschätzung hätte. Am meisten tat es die Familie des Majors von Zahlen. Der Major zog mich zu einer Champagnerbowle hinzu und trank mir ein Glas nach dem andern vor, bis ich einen Rausch hatte und einsah, daß es Zeit sei, mich heimlich zu entfernen. Ich benutzte auch äußerst geschickt, wie ich mir einbildete, einen Moment des Unbeachtetseins und schlug mich seitwärts in die Büsche. In der Dunkelheit aber muß ich mich verirrt haben, denn nachdem ich vielleicht zehn Minuten in den vielverschlungenen Wegen des Parkes hin und her gegangen war, fand ich mich schließlich wieder ganz in der Nähe des hellerleuchteten Platzes, wo der Ball abgehalten wurde. Ich wandte mich schleunigst wieder um, geriet dabei tief in das Gebüsch und stieß — buchstäblich Hans, denke dir meinen Schreck, auf ein menschliches Wesen.“

„Entsetzlich, — war's ein Räuber, der dir im Busche auflauerte?“

„Es war — nun rate einmal — es war Roswitha von Zahlen — —“

„Ah — das ist ja kolossal romantisch, — also du stießeest im dunklen Gebüsch auf Roswitha von Zahlen. Was geschah nun — —“

Wieder hob sich Christians Brust in verzweifeltstem Seufzen.

„Hans, ich sage dir — die Ueberraschung nach der — ich kann es nicht leugnen — geschehenen Erregung infolge des ungewohnten zwanglosen und geräuschvollen geselligen Vergnügens, — dazu der Champagnerrausch — kurz, es geschah etwas, ohne daß ich recht weiß, was — —“

„Du machtest der flammenden Roswitha eine flammende Liebeserklärung — —“

„Das wohl nicht, — aber ich — ich glaube, ich habe sie geküßt — —“

Ich lachte hell auf.

„Bravo, Christian, da warst du ja einmal furchtbar mutig — —“

„Ach, Hans, unter uns gestanden, die Kühnheit war, — wenn ich mich recht erinnere, doch weniger auf meiner Seite, — aber solch eine Majorstochter, — ich glaube, die hats von ihrem Vater geerbt — —“

„Die geht darauf, wie Blücher, wie?“

„Das will ich nicht sagen, aber ich bin, wenn ich nicht sehr

irre, wieder geküßt worden, und dabei ist mein Verstand völlig auf und davon gegangen, — ich erinnere mich nur noch, daß wir plötzlich Stimmen nahe bei uns vernahmen, und daß sie mir noch einmal an die Brust sank und: Auf Wiedersehen, Geliebter! — — denke dir, ist das nicht entzetzlich? — — hauchte. Dann war sie fort und ich schlich mich mit klopfendem Herzen, wie ein Dieb, nach Hause.“

Ich mußte unbändig lachen.

„Auf Wiedersehen, Geliebter! — köstlich, unbezahlbar! Also du bist der Geliebte der schönsten und feurigsten unter allen Schönen unserer Stadt, — und du findest das entzetzlich?“

„Ja, sage mir um alles in der Welt, was ich nun machen soll, Hans? Ich wage ja nicht mehr über die Straße zu gehen, — neulich als ich beim

Geheimen Kommissionsrat Brendel war — —“

„Was, da warst du auch? Nach dem Liebesabenteuer im Völauer Park?“

„Fünf Tage nachher. Während dieser fünf Tage habe ich

gearbeitet und nichts als gearbeitet. Am fünften Tage gegen Abend wagte ich einen kurzen Spaziergang in eine ganz einsame Gegend vor das Thor.

Auf einmal fährt eine Equipage an mir vorüber, sie hält und heraus ruft der Geheime Kommissionsrat Brendel: Gut, daß ich Sie treffe, Herr Gutenberg — er tut's nicht anders, er nennt mich nie bei meinem richtigen Namen, — nun müssen Sie auch gleich mit, sonst krieg ich Sie mein Lebtag nicht zu meinem Jour fix. Und ich mochte sagen, was ich wollte — ich mußte in den Wagen steigen und wurde auf den Jour fix transportirt.“

„Da hast du am Ende schon wieder ein Liebesabenteuer erlebt — —“.

„Das nun glücklicherweise nicht, aber weiß der Himmel wie es kam und ob es Zufall oder Absicht war, immer und überall kam ich mit der, wie es scheint, wirklich angenehm und einnehmenden Nichte des Kommissionsrats in Verbindung. Sie tat offenbar ebenjowenig dazu, als ich,

— sie erröthete wiederholt und suchte sich vor mir zurückzuziehen, immer aber kamen wir — bei der Tafel, bei den Gesellschaftsspielen, kurz bei all' und jeder Gelegenheit, wieder zusammen.



Loreley.

Und das fiel zu allem Unglück schließlich sogar auf, so daß beim Fortgehen sich ein unausstehlich vorlauter jüdischer Elegant — ich glaube, er ist Prokurist in einem großen Bankhause — an meinen Arm hing, — „Sie können lachen, bester Herr Gutenbier, Sie sind ja hier der Hahn im Korbe und die reizende Emma ist das entsprechende Hühnchen dazu, — na, ich gratulire, und verspreche Ihnen auf Ihrer Hochzeit die Vergnügungsarrangements zu übernehmen,“ — zwei andere gratulirten mir gleichfalls —.

„Aber Christian, unseliger Mensch — in was für verurtheilte Geschichten bist du da hineingekommen,“ rief ich. „Es ist kaum zu glauben, daß du an alledem keine Schuld hast?“

„Nicht die mindeste, — ich bin unschuldig wie ein Lamm. — Aber ich bin und bleibe der größte Pechvogel auf der Welt — —“

„Ach was, — wenn du durchaus weder der Geliebte Roswithens noch der Gatte der interessanten Emma sein willst, so gräßst du dich eben ganz bei deinem Professor ein — —“

„Auch diese letzte Zuflucht ist mir abgeschnitten, — denke dir um Gotteswillen, auf der Universität, in allen Verbindungskneipen, überall wo Studenten hinkommen, hält man mich seit drei Tagen für den Bräutigam der jüngeren Tochter des Geheimrats Krösch.“

„Nein — das ist doch aber zu toll,“ mußte ich ausrufen, „wie kamst du nun wieder dazu?“

„Wie ich jetzt eben zu allem komme. Vor ein paar Tagen fordert mich der Professor zu einem Abendspaziergange auf. Seine Tochter begleitete uns. Unterwegs traf uns Professor Dertel, der hatte Wichtiges mit dem Geheimrat zu sprechen und lud ihn auf eine Viertelstunde in seine Wohnung. Was war natürlicher, als daß er mir auftrug, seine Tochter nachhause zu geleiten. Unterwegs fing es an zu regnen. Da wir nur einen Regenschirm hatten, so mußte ich der Dame meinen Arm reichen und mit ihr Schulter an Schulter nachhause gehen. Sie war sehr freundlich zu mir, aber von Zärtlichkeiten war nicht die Rede. Zufälligerweise trafen uns an einer ziemlich dunklen Straßenstelle Studenten, die uns beide kennen. Ich sah sie nicht, weil mir der Regen ins Gesicht kam, und hielt den Schirm so, daß sie auf den Einfall kamen, ich wollte das Gesicht meiner Begleiterin und das meine ihren Blicken entziehen. Am andern Tage ging's wie ein Lauffeuer durch alle Auditorien und Burschenkneipen, — ich wäre bei einem Rendezvous mit der Professortochter auf der Tat ertappt worden. Dieselbe wäre noch nie mit einem jungen Manne allein gesehen worden, mir hätte sie aber zärtlich am Arm gehangen, ich hätte meinen Kopf auf ihre Schulter gelegt u. s. w.“

„Du hast doch das alles bestritten?“

„Gewiß. Aber da kam ich schön an. Sofort wurde mir mitgeteilt, zwei Chargirte von den Frankonen hätten ihr Ehrenwort darauf gegeben, daß es so und nicht anders sei. Wenn ich es im Ernste bestritt, so sei das eine Beleidigung des ganzen Korps Frankonia, die nur mit Blut abgewaschen werden könnte, — was meinst du dazu, Hans?“

Ich konnte nicht mehr lachen über die abscheulich verzwickte Geschichte. Sie regte mich selbst auf und ich fand, daß wieder einmal guter Rat teuer.

Ich hatte noch keine Worte der Aufmunterung gefunden, als es an meine Tür pochte und jemand eintrat.

„Das ist der Diener meines Onkels,“ rief Christian.

„Gewiß, junger Herr,“ sagte der alte Diener. „Ich suche Sie im Auftrage meines Herrn, Ihres Herrn Onkels. Er erwartet Sie und auch Herrn Eckart zu einem Glase Wein im Zeltrestaurant des Bülowers Parks.“

„Mein Onkel — uns beide — wann?“

„Sogleich, — es wäre unbedingt nötig, daß die Herren kämen, sagte er, eine Entschuldigung nähme er nicht an.“

Wir kam dieser Zwischenfall wie gerufen. Der praktische und energische alte Herr war ganz der Mann dazu, seinem Neffen Mut einzusprechen und guten Rat zu geben.

Eine halbe Stunde später schritten wir durch die schattigen Laubgänge des Parks auf das angegebene Restaurant zu. Wir

fanden Herrn Toska nicht leicht, — endlich entdeckten wir ihn mit einer kleinen Gesellschaft von Herren und Damen in einem lauschigen Winkel des schönen Gartens.

Als Christian sah, daß sein Onkel nicht allein war, zauderte er.

„Mut, Christian,“ raunte ich ihm zu. „Du wirst dich doch noch in meiner und meines Onkels Gegenwart unter Menschen trauen, und wenn es flugs junge Mädchen sind, alle werden dich doch nicht heiraten wollen — —“

„Um Gotteswillen, Hans, male den Teufel nicht an die Wand.“

„Da sind sie,“ ertönte jetzt Onkel Toskas Stimme. Dann stellte er uns sogleich seiner Gesellschaft vor:

„Hier mein Nefse Christian Gutenbier und sein Freund Herr Eckart, — dies mein lieber uralter Schulkamerad Dr. Hertig mit seiner lieben Gattin, seiner jüngsten Tochter und seinem Sohne Studiosus.“

Ich verbeugte mich höflich. Auf der Tochter blieb mein Blick haften, — es war ein reizendes, herziges Gesichtchen, — aber — sah ich recht? — flammende Röthe bedeckte plötzlich dieses Gesicht, — die Augen suchten den Boden, — es war mir, als wenn die kleine Hand, welche auf der Lehne eines Stuhles lag, heftig zitterte.

Unwillkürlich mußte ich nach meinem Christian schauen. Und richtig, — der war nicht rot, aber kaltweiß im Gesicht, seine behandschuhte Rechte hielt sich krampfhaft an einen Baum, — ohne den der Unglücksmensch sicherlich zu Boden gestürzt wäre. Was in aller Welt war nun das wieder?

Dieses neue Rätsel löste sich rasch. Onkel Toska blinzelte mir zu.

„Die Herrschaften sind die Reisebekanntschaft Christians. Ich habe sie vor einigen Tagen hier in der Stadt entdeckt und in dem Vater dieses reizenden Kindes — werden Sie doch nicht so rot, Kleine, hübsch sein ist keine Schande! — meinen alten Schulkameraden entdeckt, der in diesem Jahre erst hierher gezogen ist.“

Das Wichtigste, was ich nun noch zu erzählen hätte, können sich die geeigneten Leserinnen und Leser alle denken.

Nur noch einiges zur Aufklärung. An alle dem unglücklichen Uebergluck Christians war Onkel Toska schuld.

Eines Tages hatte ihm sein Freund Professor Dertel eine der Konkurrenzarbeiten gezeigt mit der Bemerkung, daß sie zweifellos die beste sei, — eine ganz ausgezeichnete Arbeit, der der Preis nicht entgehen könne. Als Schreiber derselben erkannte er sogleich an der Handschrift einen alten ehemaligen Kanzlisten, den er oft unterstützt hatte. Von diesem hatte sich Christian seine Preisarbeit vorschriftsmäßig abschreiben lassen. Da der Kanzlist nun für niemanden andern eine solche Arbeit kopirt hatte, so war Onkel Toska, und nur ihm allein, klar, daß sein Nefse der Preisträger war.

Dies hatte den alten Herrn unbändig gefreut, — er gestand mir, seit vielen Jahren wäre er nicht so froh gewesen, als nach jener Entdeckung.

In seiner Herzensfreude ging er ins Kasino und ließ lustig zu all' seiner Bekannten Nuz und Frommen Champagnerpfropfen knallen. Auf dem Gipfel der Heiterkeit angelangt, vertraute er seinen Zechgenossen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit an, daß er beschloffen habe, seinen Neffen Christian Gutenbier zu seinem Universalerben zu machen.

Das hatte u. a. der Major von Zahlen, der Geh. Kommissionsrat Brendel und ein Oberlehrer Dr. Krösch, der Bruder des Geheimrats Krösch gehört, und jeder wußte, daß der Universalerbe des Amerikaners Toska Millionär werden mußte.

Für das Unheil, welches der Onkel über seinen Neffen heraufbeschworen, hatte er ihm aber mit gewohnter Energie sogleich Revanche gegeben.

Meine neulichen Andeutungen hatten dem findigen alten Herrn vollauf genügt, die Spuren der Reisebekanntschaft Christians aufzufinden. Der Tag der Ankunft derselben im Bade und die Vabeliste genügten.

Und da die jüngste Tochter Dr. Hertigs das Andenken des glücklichen Pechvogels Christian Gutenbier auch in einem feinen und getreuen Herzen bewahrt hatte, so wurde er diesmal — kinderleicht, wie bei ihm nicht anders zu erwarten — aber zu seiner eigenen ungeheuren Befriedigung auch bald Bräutigam.

Dabei spielte die Doppelliebe gar keine Rolle mehr, — denn die ältere Tochter war längst verlobt und — — Christian schwur, seit er die jüngere wiedergesehen, Stein und Wein, daß er im ganzen Leben diese und nur diese geliebt habe.

L o r e l e y .

Von J. Stern.

Der Neigung der Phantasie, leblose Dinge zu befeelen und zu vermenschlichen, wurde besonders durch die Schifffahrt ein weiter Spielraum geboten. Alles Seltsame und Räthselhafte, was dem Seefahrer aufstieß, brachte er mit übermenschlichen Wesen, Göttern und Halbgöttern, in Beziehung und je nachdem eine Naturerscheinung der Schifffahrt günstig oder ungünstig war, wurden die betreffenden Fabelwesen als gütige Geister oder furchtbare Dämonen aufgefaßt; und derartige Personifikationen behielten einen poetischen Wert, auch nachdem aufgeklärtere Zeiten den Glauben an die Existenz dieser geheimnisvollen Wesen zerstört hatten. Sehr häufig begegnet uns die Sage von schönen Frauen, die den Seefahrer tückisch anlocken, um ihn alsdann zu verderben; es ist der sagenhafte Ausdruck der Erinnerung an prächtige Buchten, Strudel, Klippen, Felspartien, welche den Schiffen, die sich ihnen näherten, Gefahr und Untergang brachten. Schon der alte Homer erzählt in seiner unssterblichen Odyssee von den Sirenen, welche, am Gestade sitzend, die Schiffer mit ihrem zauberhaften Gesang anlocken und die Törichten, die der Lockung nicht widerstehen, dem Tode weihen. Eine solche Sage ist auch dem deutschen Strom par excellence, dem Rhein, eigen. Es ist die durch das Heine'sche Volkslied und dessen glückliche Komposition von Silcher allgemein bekannte Loreleysage. Die Loreley, eigentlich Lurlei, ist ein fast senkrechter, 122 Meter über den Rhein sich erhebender Felsen oberhalb St. Goarshausen im Kreise Rheingau des preussischen Regierungsbezirks Wiesbaden, noch besonders merkwürdig durch sein Echo. Seit 1861 führt durch den Felsen ein 397 Meter langer Tunnel der Nassauischen Eisenbahn. Ein berühmter Schwabe, der Dichter und Landeskonservator Prof. Eduard Paulus, machte kürzlich den Gefühlen, welche der Anblick des Lurleifelsens in ihm erweckte, in folgendem Erguß Luft (Paulus, Bilder aus Kunst und Altertum. Stuttgart 1883): „Mir gegenüber die Lurlei, die gewaltig schief aufgeschichtete Felsmasse, die den Rhein hier zusammendrängt in einen engen, sehr tiefen Fluß. Der Felsen ist kahl und spärlich bewachsen mit niedrigem, steinhartem Gebüsch, mit Gräschen und bräunlichen Moosen. Ein Dampfschiff um das andere schießt vorbei, lange Wellen zurücklassend, die an das Ufer brausend und saugend wallen. Völkerschiffe krachen, wie riesige Vogelfittige forttrauschend an dem drohenden Felsbrüsten. — Ein schweres Holländerschiff schleppt keuchend hinter sich her fünf andere. Wild und groß, als wollte der Rhein aus dem Bette steigen, wüten und schäumen und murren die Wellen empor an der Lurlei, die wie eine lauernde Löwin hereintritt, die Stirn gegen Abend gewendet. Ein großartiges, jähes, zähtröziges, unzerstörbares Werk, so das richtige Fußgestell für ein ehernes Kolossalbild des Fürsten Bismarck.“ Ob diese Expektoration des schwäbischen Professors aus den Hundstagen datirt, wissen wir nicht. Originell ist der Gedanke jedenfalls. Nur schade, daß Heine selbst ihn nicht mehr erlebt und sein Lied entsprechend umgedichtet hat: „Der große Kanzler sitzt dort oben wunderbar u.“ Der geistreiche Heine wäre gewiß auch über die Schwierigkeit, welche das Kämmen des goldenen Haares mit dem goldenen Kamme dem Parodisten (im Hinblick auf die bekannten drei Haare) bereiten, leicht hinweggeglitten. Wir unsererits möchten die herrliche Idee dahin ergänzen, daß dem Kolossalbild des Fürsten auch ein Kolossalbild des Reichshunds beigegeben werden sollte und daß dem letzteren einige Züge des Professors Ed. Paulus, als Symbol der Treue, Anhänglichkeit und Hingebung des deutschen Südens, gegeben würden.

Nur wenigen mag es bekannt sein, daß die Sage von der Lurlei keineswegs „ein Märchen aus alten Zeiten“ ist, sondern erst aus diesem Jahrhundert stammt. Die sorgfältigsten Nachforschungen haben ergeben, daß kein einziger Schriftsteller früherer Zeiten das Mindeste von der verführerischen Nixe weiß, welche am Lurleifelsen dem vorüberfahrenden Schiffer so verderblich gewesen. Den ersten Keim zu der Sage legte Clemens Brentano durch eine Ballade, deren Stoff nach seiner ausdrücklichen Erklärung frei von ihm erfunden war. Dieses Gedicht handelt weder von Nixen noch Sirenen, sondern von einer jungen Bürgerstochter in Bacharach, die vom Bischof der Zauberei beschuldigt wird, weil viele Männer sich wegen ihrer Schönheit in sie verlieben. Sie selbst aber fühlt sich unglücklich, weil ihr Schatz sie betrogen und verlassen hat, und erleidet den Tod. Der Bischof, von ihrer Schönheit gerührt, gibt Befehl, sie ins Kloster zu führen; unterwegs aber blickt sie noch einmal vom Felsen nach ihres Liebsten Schloß und stürzt sich dann in den Rhein. Lediglich auf Grund des Namens Lurlei (Lei bedeutet Schieferfels) hatte Brentano das Mädchen Lore Lay genannt. (Die weitere Entwicklung der Sage mag man bei Strodtmann, Heines Leben und Werke 1. Buch, Kap. 9 nachlesen).

Unser Bild führt den Lesern die plastische Verkörperung der Loreley-Nixe durch den berühmten Bildhauer Robert Tauer vor; es ist eine üppige mit allen verführerischen Reizen ausgestattete Mädchengestalt von übermenschlicher Größe und Schönheit, wohl geeignet, auf den Schiffer einen unwiderstehlichen Zauber auszuüben und ihn alle Gefahren übersehen zu lassen. Sehr weise hat der Künstler gehandelt, daß er sich nicht an den Buchstaben des Heine'schen Liedes gehalten und die Jungfrau dargestellt hat, wie sie sich frisiert, sondern daß er ihr die Leier in die Hand gab, womit sie ihren Sirenen Gesang begleitet. Das im Lied gewiß poetisch wirkende Bild einer ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme kämmenden Frau würde in plastischer Darstellung einen höchst prosaischen, wo nicht einen komischen Eindruck hervorbringen. Wir erinnern an unsere Ausführung in Nr. 10 der „N. W.“, Jahrgang 1883 zu Ranoldts Iphigenie auf Tauris.

Es drängt sich uns bei dieser Gelegenheit die Frage auf, ob wohl die Loreley des Bildhauers in annähernd gleichem Grade auf das Interesse der Volkskreise rechnen kann wie die Loreley des Dichters. Bei näherer Erwägung müssen wir diese Frage verneinen. Unter allen Künsten ist heutzutage die Plastik die unpopulärste, im Gegensatz zum alten Griechenland, wo sie die vollstümlichste Kunst war, und beispielsweise eine neue Statue des Phidias oder Praxiteles ein Ereignis war, das alle Schichten der Bevölkerung aufs lebhafteste interessirte. Woher rührt das? Zunächst werden wir den Grund darin zu suchen haben, daß bei uns so viel wie nichts geschieht, im Volk das Verständnis für bildende Kunst im allgemeinen und für die Bildhauerei im besonderen durch Belehrung zu erschließen; wozu der weitere vielleicht noch erheblichere Umstand tritt, daß die im eigentlichen Sinne öffentlichen Bildwerke (wozu wir die in Museen aufgestellten nicht rechnen können) nicht geeignet sind, den Sinn für die Plastik zu bilden. Unsere öffentlichen Bildwerke sind fast durchweg Porträts, Statuen oder Büsten, in denen das eigentliche Wesen der Plastik, die Darstellung der menschlichen Körperlichkeit, nur sehr selten zur Geltung kommt. Ihr Werth liegt in der geistigen Bedeutung des Konterfeiten, nicht in der Schönheit seiner körperlichen Formen. Aber, wird

man einwenden, begegnen wir auf unsern öffentlichen Plätzen nicht auch oft Darstellungen von Göttern und Göttinnen und allegorischen Figuren, die zumteil treffliche Kopien anerkannter Meisterwerke sind? Wohl wahr, aber volkstümlich sind diese Gestalten nicht. Ein Zeus, eine Venus, ein Bacchus und die andern mytologischen Herrn und Damen waren in Griechenland und Rom durchaus populäre Idealwesen, sie waren die religiösen Ideale des Volks, das mit ihrer Persönlichkeit und Geschichte innigst vertraut war. Heutzutage hastet ihnen der Staub der Gelehrsamkeit und Bücherbildung an, und so hoch auch ihr poetischer und künstlerischer Wert unstreitbar ist, volkstümlich sind sie nicht. (Gewiß würden auch die klassischen Werke unserer poetischen Heroen Goethe und Schiller an Volkstümlichkeit viel gewonnen haben, wenn sie den mytologischen Apparat weniger in ihren Dichtungen verwertet hätten.) Der christliche Legendentkreis aber bot zwar der Malerei viel, der Plastik aber nur sehr geringe Ausbeute, und so war es natürlich, daß sich die Künstler, wollten sie bekannte Idealfiguren meisteln, immer wieder auf die Götter- und Heroenwelt der Griechen angewiesen sahen. Ja, das Christentum war vermöge seiner Sinnenfeindschaft, seiner Auffassung des Fleisches als teuflisch und seiner Brüderie eine geschworene Feindin der Plastik, sofern sie die Darstellung schöner Körperformen sich zum Ziele setzt, was in der Tat ihre eigentlichste Aufgabe ist. War doch das Nakte dem Christentum so sehr anstößig, daß noch nach der Blütezeit der Renaissance ein bigotter Pabst die nackten Figuren auf dem jüngsten Gericht des Michelangelo in der sizilianischen Kapelle zu Rom von einem Maler mit Kleibern übermalen ließ, der dafür den Spitznamen „der Hosenmacher“ einheimste.

Und dies führt uns auf eine weitere Ursache, weshalb die Plastik in unserer Zeit sich so geringer Popularität erfreut. Die Plastik ist eine nachahmende Kunst, sie bringt die Schönheit des Menschenleibes in idealer Vollendung zur Anschauung.

Unsere Illustrationen.

Der Rattenfänger von Hameln. (Seite 609.) Ob diese merkwürdige Geschichte eine Sage ist oder nicht, darüber streiten sich heute noch die Gelehrten. Unserer Ansicht nach ist sie eine Sage mit historischen Anknüpfungspunkten. Der letzteren sind viele und wir überlassen dem Leser diejenigen auszusuchen, die ihm am besten zusagen. Nach der Sage war die gute Stadt Hameln im dreizehnten Jahrhundert dermaßen von Ratten und Mäusen geplagt, daß die Bürger es innerhalb ihrer Wohnungen kaum mehr aushalten konnten. Da kam „ein fremder Gesell“, phantastisch gekleidet, nach Hameln, trat vor den Rat und erbot sich, gegen eine Summe Geldes das Ungeziefer zu beseitigen. Man sagte zu, und der fremde Gesell zog, auf einer Pfeife wunderfame Weisen spielend, durch die Straßen. Da stürzte aus den Häusern der ungeheure Schwarm der Ratten und Mäuse und zog, wie von einem Zauber erfasst, hinter dem geheimnisvollen Mann drein, der in die Wefer sprang und dort auf seiner Pfeife weiter spielte. Die Ratten und Mäuse sprangen nach und entranen sämtlich. Ob die Hamelner nun den Fremden für den leibhaftigen Satan hielten oder für etwas anderes — kurz, sie verweigerten ihm den versprochenen Lohn. Diese Schädlichkeit erbitterte den Pfeifer und er rächte sich auf eine furchtbare Weise. Am Sonntag darauf, am 26. August 1284*, zog er wieder durch die Stadt, während die Bürger sich im Gottesdienst befanden. Er blies auf seiner Pfeife wiederum seltsame Weisen, und zugleich kamen alle Kinder aus den Häusern und liefen hinter dem Pfeifer drein. Er führte sie aus dem Ostertor nach dem Koppelberg, der sich öffnete; der Pfeifer schritt hinein, die Kinderchaar ihm nach. Darauf schloß sich der Berg, und man sah von den Kindern niemals etwas wieder. Ein Kind, das zurückgeblieben war und erst an den Berg ankam, als sich die Luft wieder geschlossen hatte, erzählte den jammern den Eltern die Rache des Pfeifers; nach Andern sah eine Wärterin die Sache mit an. Die Kinder sollen nach einer anderen Wendung in Siebenbürgen wieder zum Vorschein gekommen sein, wo man dann die Hameln'sche Mundart gehört haben will. Das ist die Sage, die die verschiedensten Auslegungen und auch ihren Dichter gefunden hat. Julius Wolff hat den Rattenfänger zum Helden seines trefflichen Epos, „Der Rattenfänger von Hameln“ gemacht. Die Stadt hat den Dichter geehrt, indem sie

* Dies ist das gewöhnliche Datum, das angegeben wird. Andere, darunter der Hameln'sche Geschichtschreiber Sprenger, gaben den 26. August 1259 an.

Wie will man aber das Kunstwerk begreifen und würdigen, wenn man die Natur, die in dem Kunstwerk ihre ideale Verklärung finden soll, nicht kennt! Wie recht hat Goethe, wenn er in seinen Briefen aus der Schweiz klagt: „Ein demooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lang gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung ebenso lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstück der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues, habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht instande, weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurteilen.“ Wie soll es aber in dieser Hinsicht besser werden, wenn das ästhetische Orakel unserer Zeit, der übrigens sonst recht vernünftige Bischof, vulgo Schartenmayer, sich darüber entsetzt, daß Frauen auf Bällen ihre Arme so weit entblößen, daß man zuweilen — *horribile dictu!* — die Haare in den Achselhöhlen sehen kann! Schauderhaft fürwahr! —

Wenn die Plastik volkstümlich werden soll, so müssen die Künstler, wie der Schöpfer der Loreley, volkstümliche Sujets wählen; sodann muß dahin gestrebt werden, daß die plastischen Kunstwerke an hiezu geeigneten öffentlichen Plätzen aufgestellt, nicht aber in Museen wie in einer Trödelbude zusammengepfercht werden, wo sie ohnehin ihre volle künstlerische Wirkung nicht entfalten können. Vor allem aber erhebet euch über jene philistenhafte Brüderie, welche es als „unmoralisch“ betrachtet, sich an der herrlichsten Manifestation der Schönheit, am Menschenleib, seinen rhythmischen Formen und Linien und dem Schmelz des Inkarnats, ästhetisch zu erquicken.

ihm jüngst ein großes Fest gab und ihn zum Ehrenbürger von Hameln machte. Aber wie mag diese Sage entstanden sein? Am neuen Tor befindet sich ein Stein, auf dem eine Inschrift sich befindet, die 1556 angebracht ist und von dem Auszug berichtet, der am 26. August 1284 (1259) stattgehabt haben soll. Gleichzeitige Chronisten berichten indessen nichts davon. Dann hat man die Bungeleise-Straße (Bummellose, Trommellose Straße), durch die der Auszug vor sich gegangen sein soll und in der wegen dieses traurigen Ereignisses keine Bunge (Trommel) mehr gerührt wurde. Am Koppelberg standen zwei Kreuze, die den Eingang bezeichneten; sie sind nicht mehr da. Eine Menge Gemälde und Inschriften bezogen sich auf die Sage; sie sind bis auf wenige Inschriften gleichfalls verschwunden. Man hat die Sage auch mit der Schacht von Seidenmünder (1259) in Verbindung gebracht, wo die Hamelner gegen den Bischof von Minden kämpften und wo die Blüte ihrer Jugend fiel. Man nimmt an, ein Pfeifer habe die Jugend zum Kampf angeführt und zum Auszug gegen den Bischof gebracht. „Sie kamen in Siebenbürgen wieder heraus“ — d. h. die Ueberlebenden kamen über die sieben Berge, die zwischen Hameln und Minden liegen, zurück. Leibniz, der große Denker, hat sich auch mit der Sache beschäftigt und unserer Meinung nach die scharfsinnigste Erklärung gegeben, indem er die Sache mit den gleichzeitigen „Kinderkreuzzügen“ in Verbindung brachte, jenen Ausgebirten eines heute unbegreiflichen Fanatismus, welcher dazu verführte, arme Kinder in den sicheren Untergang zu schleppen. Uebrigens können auf diese Weise sehr leicht Hameln'sche Kinder nach Siebenbürgen verschleppt worden sein. Schließlich sei erwähnt, daß ähnliche Sagen in Frankreich und Irland vorkommen. In Frankreich soll ein Pfeifer aus einem Dorfe bei Paris aus Rache sämtliches Vieh weggebracht haben. Die irische Sage ist von Dr. Kirkpatrick in Verse gebracht worden. Wir setzen den Schluß seines Gedichtes — nach einer alten Uebersetzung — hierher:

„Der Berg (wer hört dies wohl, wer denkt dies ohne Grauen?)
Springt in der Mitte auf und läßt in tiefen Gründen
Des Schreckens und der Nacht gar keine Grenzen finden.
Der Böswicht, dem das Herz mit Satansfreuden lacht,
Springt in die Gruft hinein, weil noch aus neuer Nacht
Der Pfeife Ton erschallt und der betörte Haufen
Im gleichen Freudenprung sich drängt, ihm nachzulaufen,
Der Höhlen trumme Wand erschüttert ob dem Schall
Und scheidt durch Nacht und Graus den ersten Widerhall.
Drauf schließt sich schnell und fest ihr kaum gestillter Rachen
Und Tausend müssen hier ihr End' und Grabstätt' machen.“

Noch diese Stunde zeigt der fromme Bürgermann
Mit Ernst und Bangigkeit das schwarze Schicksal an.
Kaum will sein scheuer Fuß sich in die Gegend wagen,
Von der ein Lügenmund das Märlein ausgetragen.
So spürt die Phantasia, von Furcht und Fabel trant,
Des Aberglaubens Macht und hört noch den Gesang,
Sein klingend Ohr vernimmt das Zauberpiel ganz helle,
Er weiset zitternd hin und denkt, er weist die Stelle“.

Also auch der Ire nahm die Sache als ein Märlein im Gegensatz zu einigen „Historikern“, welche die Sache absolut als historisch betrachtet haben wollen.

Eine Inschrift, die des unglücklichen Auszuges der Kinder mit Angabe von Tag und Jahreszahl gedenkt, befindet sich auch an einem schönen städtischen Gebäude, dem sogenannten Rattenjägerhaus unfrer Abbildung, das 1608 erbaut worden ist. A. T.

Von den Samoa-Inseln. (S. 617.) Diese Inselgruppe, auch Schiffer- und Navigationsinseln genannt, liegt südöstlich vom australischen Festland im stillen Ozean. Es sind drei größere Inseln, Savaii, Upolu und Tutuila nebst einer großen Anzahl kleinerer Eilande. Die bedeutendste Stadt ist Apia auf Upolu, woselbst sich auch der bedeutendste Hafen befindet. Die Ufer sind hoch und steil, die Berge meist vulkanisch. Der 800 Meter hohe Berg Tafua auf Upolu hat einen abgerundeten Aschentegel und einen mit Wald bewachsenen Krater. Das Land ist fruchtbar und mild; die Bevölkerungszahl wird auf 35 000 Köpfe geschätzt. Das Hauptausfuhrprodukt ist Kokosöl; es wird Kaffee, Zuder und Reis gebaut, wofür Australien und Neuseeland das Hauptabfahrgelände sind. Es gibt viel Geflügel auf diesen Inseln, aber keine großen Säugetiere. Die Bewohner, von denen unsere Illustration eine Gruppe vorstellt, sind große, kräftige Erscheinungen, die fast ganz nackt gehen. Sie treiben viel Fischerei und sind kundige Schiffahrer; die sich damit beschäftigen, leben meistens in gutgebauten Dörfern am Strande des Meeres. Auch verstehen sie geschmackvolle Gewichte aus den Blättern und Fasern der Kokospalme anzufertigen.

Die Insel wurde 1766 entdeckt, und um 1836 begannen die Missionäre ihre Tätigkeit, die ganze Bevölkerung ist heute zum Christentum bekehrt; ob dies aber gerade auf die Entwicklung der Inseln auf den Inseln überhaupt vorteilhaft gewirkt hat, darüber läßt sich sehr streiten. Der Handel der Samoa-Inseln geriet fast ganz in die Hände von hamburger Kaufleuten, die dort eine Reihe von Niederlassungen gegründet haben. Besonders die hamburgische Firma Godeffroy hat sich einen großen Besitz dort erworben und eine Zeit lang herrschte sie ganz unbeschränkt. Wir wollen die Verdienste der Herren Godeffroy insofern anerkennen, als sie in Hamburg ein Godeffroy-Museum angelegt haben, das eine schöne Sammlung von allerlei Gegenständen von den polynesischen Inseln, als da sind Waffen, Kleidungsstücke u. s. w. enthält. Damit ist aber auch das Verdienst der Herren Godeffroy zu Ende, denn was man sonst gehört hat, ist nicht sehr erbaulich. Es fehlte auf den Inseln an Arbeitskräften und da zog man solche von benachbarten Inseln heran, schloß mit ihnen Verträge ab, die auf fünf bis zehn Jahre lauteten und ließ sie für eine jämmerliche Bezahlung hart arbeiten. Wenn in verschiedenen Reisebeschreibungen betont wurde, daß die in die Dienste des Hauses Godeffroy getretenen Eingeborenen besser daran seien, als die andern, so ist das übertrieben, denn das Verhältnis, in das sich die unklugen Eingeborenen begaben, grenzte hart an Sklaverei, was um so erklärlicher ist, als es ja an einem Rechtszustand mangelte und das Haus Godeffroy ganz unbeschränkt herrschte. Aber es lag kein Segen in dieser Herrschaft, denn sie konnte den Rückgang der Godeffroyschen Unternehmungen nicht hindern. Es gab inzwischen viel Unruhen auf den Inseln, da ein amerikanischer „Unternehmer“ auch Einfluß gewonnen hatte. 1877 hatten die Nordamerikaner die Samoa-Inseln besetzt; 1878 aber besetzten deutsche Schiffe zwei Häfen auf Upolu, weil die Eingeborenen den mit Deutschland abgeschlossenen Freundschaftsvertrag nicht hielten. Die bekannte Samoavorlage der deutschen Regierung, welche die Godeffroyschen Ansiedelungen in eine Art deutscher Kolonie verwandeln sollte, ist vom Reichstage abgelehnt worden und seitdem hat die „Samoafrage“ für uns geruht. Ob sie jemals wieder auf's Tapet kommen wird, ist sehr fraglich. A. T.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie und Technik.

Betriebsresultate der elektrischen Beleuchtungsanlage in der Leipzigerstraße und auf dem Potsdamer Platz zu Berlin. Im elektrotechnischen Verein (Elektrotechnische Zeitschrift 1884, S. 60) hat F. v. Hefner-Alteneck Mitteilungen gemacht über die Selbstkosten, welche der Firma Siemens & Halske aus dem Betriebe der in der Ueberschrift genannten Anlage*) erwachsen, und zwar insofern, als dieselben

*) Die sämtlichen im Abkommen mit der Stadt Berlin vorgeesehenen Zahlungen waren: entweder 44 500 Mk. für Aufbau und Wiederentfernung der ganzen Anlage nach 1jährigem Betriebe und 26 040 Mk. für letzteren, oder 84 000 Mk. als Kaufpreis der ganzen Anlage und 26 040 Mk. für den 1jährigen Betrieb.

in dem ersten Betriebsjahre unter Anwendung von Gasmotoren vom 20. Septbr. 1882 bis 20. Septbr. 1883 die Summe von 24 537 Mk. ergeben haben. — Die Gesamtbeleuchtung hatte sich zu erstrecken auf 1900,5 Brennstunden oder, da die Anlage aus 36 elektrischen Lampen bestand, auf 68 418 Lampen-Brennstunden. — Die Ergebnisse inbezug auf Betriebssicherheit der Beleuchtung unter Anwendung von Gasmotoren müssen wohl von jedermann als durchaus zufriedenstellende anerkannt werden, besonders, wenn man gebührend mit in Betracht zieht, daß die ganze Anlage den Charakter eines Versuches hatte und sozusagen auf Wiederabbruch aufgestellt war. Es hat nur eine einzige namhafte, aber auch nur teilweise Betriebsstörung stattgefunden, welche sich am 23. und 24. November 1882 auf 12 Lampen und 9 Stunden erstreckte. Der Grund für dieselbe konnte nachträglich nicht mit voller Sicherheit aufgeklärt werden. Siemens & Halske bekommen auch für das zweite Versuchsjahr die Summe von 26 040 Mk., wie für den Betrieb im ersten Probejahre, und keine weitere Entschädigung für den Umbau und die Amortisation des Wertes der neuen Maschinen, Verzinsung u. s. w. Für diese sehr beträchtlichen Ausgaben hofft man durch die Ersparung bei dem Betriebe durch Dampf an Stelle der Gaskraft entschädigt zu werden. Man kann sich übrigens fragen, ob der Vergleich der Selbstkosten der Gas- und der elektrischen Beleuchtung überhaupt einen besonderen Wert hat. F. v. Hefner-Alteneck glaubt dies nicht; denn zunächst fällt der Vergleich unberechtigterweise zu Gunsten des Gases aus, welches in kolossal umfangreichem Großbetriebe angefertigt wird und bei dem die Amortisation nach langjährigem Abfahre mit gutem Gewinne und dadurch ermöglichten Abschreibungen gewiß niedrig gebucht werden kann. Was bedeuten ferner überhaupt Selbstkosten? Für diese kann niemand etwas kaufen, und es handelt sich wohl vielmehr darum, wie viel man bei den beiden Beleuchtungsarten den Herstellungskosten zuschlagen muß, „um ein ordentliches Geschäft zu führen“. Da liegt es nun wol auf der Hand, daß bei einer tatsächlichen Fabrikationsindustrie, wie die des Gases es ist, mit der Erfordernis an Intelligenz, Beamtenstand und in Anbetracht ferner der schwankenden Konjunktur bei den Einkäufen des Materials z. c. ein viel höherer Aufschlag oder Verdienst berechtigt und notwendig ist als dann, wenn die Herstellung des Lichtes, wie es bei der elektrischen Beleuchtung der Fall ist, gar keine Fabrikation bedingt, sondern nichts weiter, als das Heizen eines Kessels und das Drehen einiger Achsen. Der Verdienst bei elektrischen Lichtanlagen kann hauptsächlich nur gemacht werden bei den Einrichtungen und Zulieferungen der Maschinen und des Materials, deren Herstellung eine wirkliche Industrie bedingt, also beispielsweise bei dem elektrischen Glühlichte durch die Herstellung und den fortlaufenden Ersatz der Lampen, bei dem Bogenlichte der verbrennenden Kohlenstäbe, deren Preise einschließlich des Fabrikationsgewinnes ja auch in obiger Zusammenstellung eingesezt sind. Der Herstellungspreis des elektrischen Lichtes in der Leipzigerstraße darf nicht ohne weiteres gleich gesetzt werden dem des elektrischen Lichtes überhaupt, weil die ganze Einrichtung eine vorübergehende und die Bedienung ziemlich unökonomisch ist. Die städtischen Behörden von Berlin selbst haben erklärt, daß bei wachsender Verbreitung des elektrischen Bogenlichtes sich der Gasverbrauch nichts desto weniger beträchtlich vermehrt habe. Es ist dieser anscheinende Widerspruch auch ganz erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Begriffe von hell oder dunkel, aus denen doch nur ganz allein das Verlangen nach mehr oder weniger Licht irgend welcher Art und also auch allein die Höhe des Verbrauches entspringt, rein nur Gewohnheitsfrage sind. Alle unsere künstlichen Beleuchtungen sind noch fast unglücklich dunkel im Vergleiche mit dem Tageslichte, und es hängt also eine Steigerung unserer Vorstellung von einer hellen Beleuchtung nur davon ab, daß uns solche vor Augen geführt werde. Das elektrische Bogenlicht hat diese Eigenschaft seiner Natur nach an sich, und es ist ganz zweifellos, daß die bestehenden Bogenlichtanlagen zu einer ganz allgemeinen Steigerung aller Beleuchtungen, gleichviel welchen Systems, führen müssen. Das elektrische Bogenlicht ist im allgemeinen um sehr vieles, ja sehr vielfaches billiger herzustellen als das Gaslicht, wenn es sich um Erzielung gleicher Helligkeit handelt; aber auch bei Straßenbeleuchtungen, wo eine geringere Helligkeit genügen würde, kann bei stationärer Einrichtung und sparsamem Betriebe das elektrische Licht zu annähernd gleichem Preise hergestellt werden, wie beispielsweise die sogenannten verstärkten Gasbeleuchtungen, welche in ihrer Helligkeit der elektrischen noch bei weitem nachstehen. Daß aber in einer Verstärkung des Lichtes über den außerdem noch sehr relativen Begriff des direkten Bedürfnisses hinaus gar kein Vorteil liege, wird doch vernünftigerweise niemand und besonders Gasfachleute nicht im eigenen Interesse ausprechen wollen. Das gut betriebene elektrische Glühlicht geht, ganz abgesehen von der größeren Gleichmäßigkeit, dem Gaslichte insofern schärfer zu Leibe, als es im Aussehen und in seiner Verteilungsfähigkeit fast genau dasselbe bietet wie das Gaslicht, ohne auf der anderen Seite einen Ausgleich durch Steigerung des Lichtbedürfnisses im allgemeinen zu schaffen. Das elektrische Glühlicht, in kleinen Räumen, an Arbeitsstätten u. s. w. angewendet, ist ein sehr elegantes und vornehmes Licht, und wer jemals die dadurch erzielte geringe Wärmeausstrahlung und die Reinhaltung der Zimmerluft empfunden hat, der wird freiwillig nie wieder zu dem Gaslichte zurückkehren. Das elektrische Glühlicht ist aber teuer und augenblicklich entschieden noch viel teurer als Gaslicht. Auch ist eine allgemeine Herstellung an verschiedene Umstände, ja vielleicht an eine notwendige Umgestaltung veralteter Gesege bezüg-

lich der Aufstellung von Dampfsejeln u. dergl. geknüpft, deren Ueberwindung doch noch manche Zeit erfordern und jedenfalls nur eine sehr allmähliche allgemeinere Einführung des Glühlichtes zulassen wird. Sollte es auch in der That einmal der heute noch unumkehrbar und auch nach allen Richtungen ausgebreiteten Herrschaft des Gases Abbruch tun, so wird dieser Prozeß jedenfalls so allmählich vor sich gehen, daß jedermann, der dabei interessiert ist, vor Verlusten sich wird schützen können.

(Polytechn. Journal 1884, Heft 4.)

Herstellung künstlicher Hornmassen. Nach S. Hahn in Berlin (D. N. P. Kl. 39 Nr. 25535 vom 24. Juli 1883) werden Gegenstände dadurch mit einer Eisenbein ähnlichen Schicht überzogen, daß sie in eine Mischung von 80 Teilen flüssigem Collodium, 6 Teilen Sandarach-Gummi und 2 Teilen Terpentingetäucht werden. Beim Trocknen der Schicht wird durch Erstarren der Tropfen die charakteristische Eisenbeinstruktur gebildet.

(Polytechn. Notizbl. 1884, Nr. 15.)

Erkennen von Holzstoff in Papier. Holzstoff erkennt man nach der „Papierätzung“ leicht und sicher im Papier, wenn man dieses mit einem Tropfen alkoholischer Phloroglucinlösung und dann mit einem Tropfen reiner Salzsäure betupft. Je nach der Menge des Holzstoffs wird sich die Stelle schwach violett bis dunkelrot färben.

Verbindung von Leder mit Metall. Die „Illustrirte Zeitung für Buchbinderei u. s. w.“ empfiehlt folgendes Verfahren: Das Leder wird mit dünner, sehr heißer Leimlösung bestrichen und auf die vorher rauh gemachte Metallfläche aufgedrückt; sodann wird dasselbe mit einem aus Galläpfeln oder Loh bereitetem wässrigen Auszuge befeuchtet. Der in der Loh enthaltene Gerbstoff verbindet sich mit dem Leim und erzeugt eine sehr feste Verbindung.

Beiträge zur Länder- und Völkertunde.

Der Kulturzustand Japans. Aus Mittheilungen, welche der „Times“ von der japanischen Gesandtschaft in London zugegangen sind, entnehmen wir über die heutigen Kultur- und wirtschaftlichen Zustände in Japan folgende Angaben:

Auf keinem anderen Felde hat Japan so große Fortschritte gemacht, wie auf dem des Unterrichtswesens, obwohl auch hier immer noch viel zu tun bleibt, da 1882 nur 43 Prozent der Kinder in schulpflichtigem Alter die Schule besuchten. (1881: 41 Prozent.) Aus einer Statistik des Unterrichtswesens geben wir folgende Zahlen:

	Zahl	Professoren und Lehrer	Schüler
Elementarschulen	28 908	76 769	2 616 879
Höhere Schulen	173	934	12 315
Normalschulen	71	602	5 275
Universitäten	2	135	2 035
Technische Schulen	98	975	8 829
Anderer Schulen	1 026	2 598	72 260

Die Japaner behandeln ihre Frauen mit großer Achtung; stellen aber keine großen Ansprüche an die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Unter 2 616 879 Schülern der Elementarschulen befinden sich nur 733 691 Mädchen; auf den höheren Schulen befinden sich unter mehr als 12 000 Besuchern nur 204 Schülerinnen. Wenn man alle Umstände berücksichtigt, so machen die oben zusammengestellten Zahlen selbst im Vergleich mit manchen europäischen Ländern einen günstigen Eindruck. Der größte Teil der Schulen wird durch die örtliche Regierung unterhalten.

Die meisten Japaner sind Buddhisten; 1882 hatten sie 76 275 Priester und 21 011 Personen, welche sich auf das Priesteramt vorbereiteten; der Schintoismus hatte 17 851 Priester und 1302 Studenten der Theologie.

1880 erschienen 3313, 1881 2952 Bücher. Von den im Lande erscheinenden Zeitungen wurden 1880 37 683 633 verkauft; 21 öffentliche Bibliotheken wurden 1881 von 107 801 Personen besucht.

1883 war Papiergeld im Betrage von 19 658 070 Pfund Sterling, 1879 von 22 685 558 Pfd. St. im Umlauf. Die Schulden beliefen sich auf 67 073 237 Pfd. St. gegen 72 655 594 Pfd. St. im Jahre 1879. Größtenteils ist dies inländische Schuld und meistens durch die Einführung der den europäischen nachgebildeten Verhältnisse notwendig geworden. Die ausländische Schuld betrug 1883 1 781 297 Pfd. St.; sie wurde durchschnittlich mit 7 Prozent verzinst.

Dem gegenüber bestehen verschiedene Reservefonds, deren Betrag 1883 etwa 15 mill. Pfd. St. erreichte. Im folgenden stellen wir die Einnahmen und Ausgaben der letzten fünf Dienstjahre (vom 1 Juli bis 30 Juni) und zwar das wirkliche Resultat für die drei ersten, die Angaben des Budgets für die beiden letzten zusammen.

	Einnahme	Ausgabe
1880:	12 430 350 Pfd. St.,	12 063 515 Pfd. St.
1881:	12 673 450 „	12 628 182 „
1882:	14 288 343 „	14 269 798 „
1883:	13 362 824 „	13 362 824 „
1884:	15 121 220 „	15 121 220 „

Faktisch hat sich also in den drei ersten Jahren jedesmal ein kleiner Ueberschuß ergeben. Im letzten Jahresbudget sind 1 758 480 Pfd. St. für Tilgung der Staatsschulden, wovon 668 000 zur Ein-

lösung von Papiergeld, ausgeworfen. Im ganzen ist seit 1880 das Papiergeld um mehr als 2 800 000 Pfd. St. vermindert worden. Die Interessen und andere Ausgaben für die Staatsschuld erreichen im Budget für 1883/84 einen Betrag von 2 900 000 Pfd. St. 57 Prozent des ganzen Einkommens werden durch die Grundsteuern aufgebracht.

Die neue japanische Armee ist nach dem Vorbild der deutschen eingerichtet, verpflichteter Dienst herrscht vor. 1883 bestand die aktive Armee aus: 44 Regimentern Infanterie mit 32 964 Offizieren und Mannschaften, 1 Regiment Kavallerie mit 482 Mann, 7 Kompagnien Artillerie mit 2687 Mann, 3 Kompagnien Ingenieure mit 1167 Mann, 520 Mann Kommissariat, im ganzen also 37 820 Mann. In der ersten Reserve befinden sich 42 606 Offiziere und Mannschaften, in der zweiten 16 080. Dazu kommen 6033 Mann Pfifztruppen, 1286 Gendarmen, was zusammen 105 110 Mann ergibt. In den Militärschulen befinden sich 1200 Schüler. Die Flotte zählt 702 Offiziere und 4511 Mannschaften. Die Marine bestand 1883 aus 8 großen Schiffen (darunter 5 Panzerschiffe) mit 122 Geschützen, 15 000 Tonnen Inhalt und mit etwa ebensoviel Pferdekraften, dazu kommen noch 18 Schiffe verschiedener Art mit 103 Geschützen, 10 340 Tonnen Inhalt und 6730 Pferdekraften.

Unter anderen dem Westen entstammenden Einrichtungen wäre das seit 1874 bestehende Armengesetz zu nennen; nach den Bestimmungen desselben reicht die Regierung einem jeden, der über 70 oder unter 15 Jahre alt ist und nicht arbeiten kann, ebenso Findlingen bis zum Alter von 13 Jahren jährlich mehr als 9 Bushels Reis. In Tokio besteht ein Arbeitshaus, dessen Kosten durch die Gemeinde bestritten werden. 1881 erhielten 9000 Arme Unterstützung von der Regierung, 1049 befanden sich im Arbeitshaus zu Tokio. Die hierfür verausgabten Kosten beliefen sich auf 17 795 Pfd. St.

Im Jahre 1881 wurden 107 120 Verbrecher (darunter 9420 Frauen) verurteilt, worunter 96 zur Todesstrafe und 8334 zur Strafarbeit auf länger als ein Jahr.

1882 war das Land verteilt wie folgt: Reisfelder 6 469 841 Ader, höher gelegene Felder 4 561 412, Häuser u. 858 545, Wald und Berge 13 378 453, unbesautes Land 3 592 967 Ader. Alles dies ist Privatbesitz. Der Staat hat dazu noch 12 932 418 Ader Wald und Bergland. Die Stapelartikel des Ackerbaues waren 1881: Reis 155 629 409, Weizen 62 049 940, Bohnen 10 795 717 Bushels. 1880 zählte man 1 124 564 Stück Rindvieh und 1 605 543 Pferde. 1881 waren 849 288 Männer und 753 118 Frauen mit Fischfang beschäftigt und besaßen 190 045 Boote.

Der Eisenbahnbau macht gleichmäßige Fortschritte; 1880 waren 76, 1883 220 engl. Meilen eröffnet; es bestehen 4733 Meilen Telegraphenleitung mit 12 470 Meilen Drahtlänge. Die wichtigen Häfen sind untereinander und mit Europa verbunden. 1882 wurden 2 784 287 Telegramme verschickt und die Post expedirte 96 916 235 Briefe, Karten, Zeitungen u.; sie ist auf europäischen Fuß eingerichtet und besitzt schon Postsparganten, in welchen 1882 22 965 Einleger 149 360 Pfd. St. hinterlegt hatten.

Die Totaloberfläche Japans beträgt 148 456 Qu.-Meilen, die Zahl der Bewohner, welche 7 684 986 Familien bilden, 36 700 118. Die Anzahl der im Lande lebenden Fremden belief sich auf 6187 Köpfe. Die Japaner führen die Register des bürgerlichen Standes, aus denen sich ein bedeutender Ueberschuß der Geburten ergibt, sehr genau; so zählte man z. B. 1881 deren 941 843 und 686 064, was dem Verhältnis von 137:100 entspricht. Die Bevölkerung von Tokio betrug 1883 823 557 Seelen, hieran reichte sich Osaka mit 293 681 Bewohnern.

(Ausland Nr. 25, 1884.)

Sprechsaal für jedermann.

Sehr geehrte Redaktion der „N. W.“

Verzeihen Sie, daß ich Ihre kostbare Zeit mit diesen Zeilen in Anspruch nehme. Für mich allein hätte ich auch die Courage nicht gehabt, Ihnen zu schreiben; aber die „Frühmeh“ hat es beschlossen und da mußte ich mich eben fügen. Wenn Ihnen mein Brief nicht gefällt, so lassen Sie ihn eben in den unerwünschten Schlund Ihres Papierkorbs wandern, aber fertigen Sie mich nur nicht mit einer spöttischen Briefkastenantwort ab, wie es viele Redakteure illustrirter Zeitschriften machen. Ich muß Ihnen sagen, daß mir das niemals gefallen wollte, es ist so eine Art geistiges Prozedur. Denn ob ein großer Kapitalist einen armen Teufel von Stromer hochmütig abfahren läßt, oder ein großer geistiger Kapitalist einen Menschen von geringer Bildung, der nicht kann wie er möchte, höhnisch abfertigt, das scheint mir so ziemlich auf eins hinauszukommen. Und nichts schneidet einem mehr in die Seele, als wenn man ausgelacht wird, wo man Vorbeeren einzuheimen gedachte*). Doch ich sehe, daß ich schon zu Anfang in meinen vermaledeiten Fehler der Weichschwelligkeit verfallte. Zur Sache also; doch vorher muß ich Ihnen sagen, wer die „Frühmeh“ ist. Sie meinen vielleicht gar ein Frauenzimmer? Fehlgelassen! Verzeihen Sie, ich wollte sagen au contraire, im Gegenteil, es ist ein männliches Individuum, oder vielmehr nicht bloß eins, sondern mehrere. Wir sind nämlich eine kleine Gesellschaft von Arbeitern. Alle vierzehn Tage am Sonntag Vormittag, wenn die Glocken zusammenläuten und andere

*) Der Dieb ist nicht übel, und sähe auch bei uns — wenn er nicht zu pariren wäre. Wie — sagt eine der ersten drei Nummern des neuen Jahrgangs. Die Red.

Christenmenschen in die Kirche gehen, können wir im „schwarzen Bod“ zusammen, wo ein ausgezeichnetes Münchener Eberbräu extra für uns angefochten wird. Schwär und Reichensperger werden sich gewaltig ärgern, wenn sie das erfahren; wir haben aber nach dem einen wie nach dem andern nichts zu fragen. Glauben Sie aber nicht, daß da bloß geknast wird, oder gelartet oder politisch gekannegiehert; nein, wir haben auch unser Andachtsbedürfnis und wollen auch erbauet sein, dem Pfarrer freilich nicht und auch nicht vom Freidenkerpfarrer. Was den letzteren betrifft, so sind wir der Ansicht, daß für jeden vernünftigen Menschen die christlichen Dogmen längst eine abgetane Sache sind und halten es daher für reine Zeitverschwendung, wenn man Sonntag für Sonntag beweisen hört, daß Christus ein Mensch gewesen ist, wie alle andern Menschen auch, und daß die Bibel ebensowenig unfehlbar ist, wie irgend ein anderes Buch, und dergleichen. Das kommt uns vor, wie wenn man einem, der schon tot ist, immer noch mit Stich und Hieb zu Leib rückt, um ihn noch toter zu machen. Heutzutage tut etwas anderes not, als beständig in religiöser Aufklärung zu machen, besonders in Kreisen, welche schon längst aufgeklärt sind. Ja, wenn in der Freidenkergemeinde belehrende Vorträge gehalten würden, aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, da doch der Arbeiter ohnehin so wenig Zeit hat, die von Tag zu Tag anwachsenden Schätze der Wissenschaft lernen zu lernen, würden wir unter Umständen auch dahin gehen. So aber ziehen wir es vor, uns auf unsere eigene Weise zu erbauen. Wir halten nämlich die „Neue Welt“ und in der Sonntagsfrühmesse werden die belehrenden Artikel der neuesten Nummer vorgelesen (die Erzählungen liest man zu Hause für sich) und hernach wird eine gemüthliche Diskussion über das Gelesene eröffnet. Wer etwas zu bemerken, zu fragen, zu beanstanden hat, bringt es vor, ein Wort gibt das andere, man läßt sich gegenseitig auf, regt sich wechselseitig an und geistig erquickt geht man Mittags auseinander. So halten wir es schon gegen zwei Jahre. Und nun hören Sie, geehrter Herr Redakteur, welche Erörterung sich über Nummer 20 entsponnen hat. Es betraf das Gedicht: „Die beiden Könige“ von Emanuel Geibel. Als das Gedicht vorgetragen wurde, stuzten wir ein wenig, und manche von unserer Gesellschaft rissen sogar schlechte Witze darüber. Poesie hat das Gedicht versteht als wir andere, weil er schon mindestens ein ganzes Schod Dyrker gesetzt hat. Auch ist der Reim in der vierten Strophe unrein, setzte er hinzu: Zorn und geschwor'n sind nicht gleichtönend. Ich weiß nicht, meinte ein anderer, was da Merkwürdiges passiert ist, wenn zwei Könige wegen eines Frauenzimmers einander totschiagen. Auch könnten es ebenjogut zwei Frauennburischen sein, die wegen eines Mädels sich gegenseitig windelweich prügeln. Ein dritter jung mit drohendem Bierbaß zu singen an:

Zwei Löwen gingen einst selband
In einem Wald spazoren
Und haben da vor But entbrannt
Einander aufgezohten.
Hi ha hopfafa,
Balleri, Zuchheirassa,
Von England nach Amerika
In einem Wald spazoren.

Eine ungeheure Lachsalve folgte, worauf der Sänger fortfuhr:

Da kamen eines Tags daher
Des Wegs zwei Leute edel,
Die fanden von dem Kampf nichts mehr
Als beider Löwen Bedel.
Hi ha hopfafa zc.

Daraus geht nun für Groß und Klein
Die weiße Lehr hervor:
Selbst mit dem besten Freunde dein
Im Walde nie spazor!
Hi ha hopfafa zc.

Die humoristische Stimmung, welche dieser Gesang hervorrief, wurde noch gesteigert, als der Schriftsetzer sagte: man könnte den Inhalt des in Rede stehenden Geibel'schen Gedichts viel kürzer mit einem Vers à la Klapphorn ausdrücken, etwa so:

Zwei Könige liebten ein Frauenzimmer.
Das war sehr schlimm; doch es kam noch schlimmer.
Sie packten einander wütend am Kragen
Und haben sich manjetot geschlagen.

Meine Herren, begann ein vierter, ein Mechaniker, ich bitte Sie, das Gedicht nicht von der komischen Seite zu nehmen. Ich finde darin eine allerdings etwas verstellte Moral. Der Dichter wollte diese beiden Könige als Muster und Vorbild aufstellen. Es gab Zeiten, wo ein solcher Anlaß zum casus belli geworden wäre, der ganze Nationen in einen fürchterlichen Krieg verwickelt hätte. Hat doch sogar im griechischen Altertum eine ähnliche Ursache den berühmten trojanischen Krieg entzündet. Ganz Griechenland rückte gegen Troja aus, weil der Trojanerprinz Paris die schöne Helena dem Menelaos, König von Sparta, entführt hatte. Die Geschichte berichtet von zahlreichen Kriegen, die um noch weit geringfügigere Ursachen ausgebrochen sind. Wie schön, wie edel war es daher von diesen beiden Geibel'schen Landesvätern, daß sie die Sache in höchst eigener Person zum Austrag brachten, statt das

Blut ihrer Untertanen um einer Schürze willen vergießen zu lassen. Da fällt mir eine Pfeffel'sche Fabel ein, welche überschrieben ist:

Rezept wider den Krieg.

Die Löwen fielen mit den Bären
In einen fürchterlichen Krieg;
Wie Wasser floß in beiden Heeren
Das Blut. Der flatterhafte Sieg
Wand diesem hier, dort jenem Kronen.
Der Kern der beiden Nationen
Lag schon im trunkenen Sand verscharrt.
Schach Löwe rief den Leopard
Um Beistand an. Die fernen Zonen
Der Tobolskiten und Huronen
Verstärkten des Czar Bären Macht.
Der schlaue Pez, ein weißer Lappe,
Ward just beim Anfang einer Schlacht
Zum Heer der Bären eingebracht;
„He! warum kriegst man, Oheim Rappe?“
Sprach er zu einem Grenadier
Aus Polen. — „Weil der Fürst der Leuen
Den unsern foppte.“ — „Lappereien!“
Rief Pez; „Ha, Brüder, ihr seid dumm
Wie Menschen! Laßt die Karrn sich schlagen,
Und kehrt in eure Höhlen um:
Was gilt's, sie werden sich vertragen?“
Die Nachbarn brumnten Pez's Rat
Von Glied zu Glied. Im Hui erfuhren
Die Gegner ihn durch die Panduren
Der Borwacht. Hauptmann und Soldat
Zog ab, bis auf die zwei Monarchen.
Sie mochten bitten, drüllen, schnarchen —
Umsonst! man ließ sie sehn und drohn.
Und weil sie unter beiden Schaaren
Zum Glück die feigsten Memmen waren,
So schlichen sie sich auch davon.

Ich finde es recht unartig von den beiden Majestäten, bemerkte Elsbet, die schmutze Wirtstochter, welche einige Zeit die Unterhaltung mit angehört hatte, daß sie um das Mädchen taufen wie um eine Kuh, als ob es sich von selbst verstünde, daß sie des Siegers Eigentum sein müsse, gleichviel ob sie ihn liebt oder verabscheut. Wäre ich an deren Stelle gewesen, ich wäre dazwischen getreten und hätte gesagt: Gemach, meine Herren, stecken Sie Ihre Schwerter ganz ruhig wieder ein und lassen Sie mich selbst entscheiden, welchem von euch beiden ich angehören will. Wahrscheinlich hätte ich dann beiden einen Korb gegeben, in den sie sich hätten teilen können. Und ein Korb ist noch immer nicht so schlimm als das Schwert des Gegners im Leibe. — Mulier taceat, brumnte der griessgrünige Doktor in den Bart, der ab und zu unserer Frühmeh anwohnte. Laut aber sagte er: Immer besser so, als wenn der Dichter den Stoff im Sinne der Vorrednerin zu einem mehrbändigen Roman verewässert und den Leser durch eine endlose Reihe sentimentaler Rühr-, respektive Großmuthszenen und hohler Phrasendreschereien hindurchgequält hätte. Wenn ich sage gequält, so meine ich natürlich nur die handvoll Leser von Verstand, nicht die große Kundschaft der Leihbibliotheken, welche derartigen Quark mit Heißhunger verschlingt. Unsere Dichter sind aber leider Gottes so — wie sage ich nur gleich? na na!v meinewegen, daß sie meinen, jeder Roman müsse sich um eine Liebes- und Heiratsgeschichte drehen; als ob das Menschenleben nicht auch von anderen, zum Teil weit mächtigeren und männlicheren Triebkräften in Bewegung gesetzt würde, von Triebkräften, welche viel interessantere Konflikte und erschütterndere Katastrophen bewirken. So kommt es, daß die meisten Romane, statt in die Beleuchtung der Poesie gerückte Lebensbilder zu sein, vielmehr eine phantastische, erlogene Welt vorführen, wie sie weder war, noch ist, noch jemals sein wird, kann oder soll. Selbst die wenigen wahrhaft bedeutenden Romananschreiber, welche in der Tat großartige Freskogemälde aus dem Menschen- und Völkerverleben der Gegenwart entwerfen, glauben, diese ihre Gemälde in einen erotischen Rahmen spannen zu müssen, wobei es sich in der Regel immer darum handelt, ob die Verliebten in den alleinseigmachenden Hafen der Ehe einlaufen können oder nicht. Sogar ein Schiller hat seinen Wallenstein mit der mir unausstehlichen Theklafigur verunziert. Und da die Wiese Amors schon an allen Eden und Enden abgegrast ist, so martern sie ihr eigenes großes und kleines Hirn und den Geist ihrer Leser mit szenischen und psychologischen Subtilitäten, die ebenso originell als unwahr sind. Da lobe ich mir den kleinen Roman in unserem Gedicht, der neben dem Borzug der Wahrheit den der Kürze hat. Was liegt daran, ob Könige oder Kanzlisten die Helden sind, ein König ist auch ein Mensch sozusagen.

Da es bereits zwölf Uhr geschlagen hatte, wurde die Versammlung geschlossen. Doch wurde mir als Schriftführer der Auftrag erteilt, Ihnen, geehrter Herr Redakteur, über unsere Verhandlung Bericht zu erstatten, was ich so treu als möglich hiemit getan habe.

Indem ich Ihnen zugleich für die gebiegene Belehrung und Unterhaltung, die Sie uns durch die „N. W.“ jederzeit verschaffen, aufrichtigen Dank sage, verbleibe ich hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

N., 15. Juli 1884.

R. Fischer, Buchbinder.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservierung des Fleisches.

II.

D. Konservierung des Fleisches durch fäulniswidrige Stoffe.

13) Kohlenensäure.

In England hat man in neuerer Zeit folgendes Verfahren zur Konservierung des Fleisches in Anwendung gebracht. Man tötet die Tiere, indem man sie Kohlenensäure einatmen läßt. Die Leiche wird dann wie gewöhnlich behandelt. In einem gemäßigten Klima läßt man sie erkalten, bringt sie dann in eine hermetisch verschlossene Kiste, in die man mittels eines Blasebalgs Kohlenensäure mit Stickstoff vermischt einbläst. Nachdem das Fleisch eine Zeitlang der Einwirkung dieser Gase ausgesetzt war, bringt man es in eine andere Kiste, die Kohlen in einem Schwefelsäurebade enthält. Die Mischung teilt nach und nach ihre Säure dem Fleische mit. Hammelfleisch behandelt man so 8 Tage, Schweinefleisch 10 Tage und Ochsenfleisch 18 Tage; alsdann wird das Fleisch einige Tage einem abkühlenden Luftzuge ausgesetzt und so ist das Fleisch zur Verpackung fertig.

14) Kohlenoxydgas.

Gambec macht von Kohlenoxydgas für die Konservierung des Fleisches einen mehrfach belobten Gebrauch. Die Tiere werden mit dem erwähnten Gase betäubt, dann geschlachtet und zerlegt. Das Fleisch kommt in dicht schließende Kästen, in deren doppeltem Boden sich mit schwefliger Säure gesättigte Kohle befindet. Zunächst wird die Luft aus diesen Kästen ausgepumpt, durch glühende Kohle geleitet und wieder eingeführt. Nachdem so der atmosphärische Sauerstoff vollständig aus den Gefäßen entfernt ist, öffnet man die Kohlenbehälter und läßt die schweflige Säure eintreten. Nach 10–12 Tagen ist durch die allmählich verlaufende Diffusion das Fleisch vollständig mit schwefliger Säure gesättigt und hält sich nun lange Zeit. Der Genuß solchen Fleisches soll nicht schädlich sein.

15) Komprimierte Gase.

Paul Bert und Alvaro Reynoso haben ein Fleischkonservierungsverfahren angegeben, bei dem das frische Fleisch in gasdichten Behältern einem erhöhten Luftdruck ausgesetzt wird. Die Erfinder überzeugten sich nämlich, daß verdichtete Gase aller Art die Fäulnis verhindern. Ein Rinderviertel, welches vom 20. September 1875 bis zum 27. März in der angegebenen Weise behandelt wurde, erwies sich bei der Visitation wie frisches Fleisch.

Wendet man statt atmosphärischer Luft Kohlenoxyd zur Konservierung an, so bekommt das Fleisch nach Reynoso eine schön dunkelrote Farbe; bei Anwendung anderer Gase, als Wasserstoff, Stickstoff u. s. w., verändert es seine Farbe nicht.

Petersilie und Sellerie im Winter stets frisch zu erhalten. Man schneidet im Herbst, gleich nachdem die Wurzeln aus der Erde genommen sind oder auch erst später im Winter, wenn das grüne Laub an den Wurzeln seine frische Farbe zu verlieren anfängt, von den in der Küche verbrauchten Wurzeln den Kopf einen halben bis einen ganzen Fingerbreit so eben als möglich ab, damit der abgeschnittene Teil, ohne umzufallen, aufgestellt werden kann. Diese Stücke werden auf den Boden einer flachen Schüssel oder eines Tellers dicht nebeneinander aufgestellt. Man wäscht die Größe des Gefäßes nach dem Vorrat der Stücke, damit man es ganz mit demselben füllen kann, sonst fallen sie bei jeder Berührung des Gefäßes um. Die Wurzeln von mittlerer Größe sind die zweckmäßigsten; die Abschnitte von gar zu großen Wurzeln nehmen zu viel Raum ein, und von den gar zu kleinen ist der Auswuchs zu schwach. Wenn das Gefäß gefüllt, oder doch alle vorhandene Stücken in dasselbe gestellt sind, gießt man so viel weiches Wasser in dasselbe, daß es bis an den Auswuchs der Blätter reicht. Man braucht aber diese Höhe des Wassers nicht fortwährend gleich zu erhalten, sondern es genügt, daß man frisches Wasser nachschüttet, wenn es fast ganz vertrocknet ist; auch schadet es nicht, wenn diese Stücke einige Stunden ohne Wasser in den Gefäßen bleiben. Das stärkere oder schwächere Wachstum hängt von der Wärme des Zimmers oder der Küche ab, wo sich die Gefäße befinden; jedoch kann man annehmen, daß die Abschnittlinge in 10 bis 15 Tagen hinlänglich zum Abschneiden auswachsen. Beim jedesmaligen Abschneiden der Blätter und so oft man bemerkt, daß die Blätter von einem Stücke weniger frisch aussehen, oder größere Blätter nicht aufrecht stehen, muß man das Stück untersuchen; findet man, daß zufällig dasselbe zu lange aus dem Wasser war, so wird es sich, nachdem man es wieder in das-

selbe gebracht hat, bald erholen; wenn aber einige Wurzelteile beim Drücken weich erscheinen, so ist das der Anfang zur Fäulnis, und diese müssen durch frische ersetzt werden. Ueberhaupt muß man dafür sorgen, daß kein Kopf in Fäulnis übergeht, ein solcher verbrätet einen übeln Geruch und es können dadurch auch leicht gesunde Stücke angefaulen werden. Auch die Köpfe von Sellerie wachsen auf diese Weise, man muß die Abschnittlinge nur von kleiner, sogenannter „Suppensellerie“ man es wachsen aber dieselben Abschnitte nicht so bald und so stark, als von den Petersilienwurzeln. Sollte man bemerken, daß das Wasser den Gefäßen einen übeln Geruch bekäme, nehme man sämtliche Stücke heraus, reinige das Gefäß mit heißem Wasser, stelle, nachdem trocken geworden, die Stücke wieder wie zuvor hinein und gieße frisches Wasser darauf.

Literarische Umschau.

Von Ozean zu Ozean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. A. Hartlebens Verlag. Wien, Pest und Leipzig. Vollständig in 30 Lieferungen à 60 Pf. (= 30 Kr. = 80 Cts.).

Bezüglich des Inhalts, den der Verfasser seinem Werke zu geben beabsichtigt, sagt der Prospekt der Verlagsbehandlung Folgendes: „Das, was man gemeinhin Ozeanographie nennt, die Kenntnis der physikalischen Verhältnisse des Meeres, würde für unsere Schilderungen einen zu engen Rahmen abgeben. Wir erweitern ihn also und ziehen alles in den Bereich unserer Schilderungen, was irgendwie in rein naturwissenschaftlicher, geographischer, ethnographischer oder kulturgeschichtlicher Hinsicht mit dem Meere zusammenhängt. — Diesem weitläufigen, zu einer förmlichen Ozeankunde sich erweiternden Programme gemäß wird das Werk in nachfolgende Hauptabteilungen zerfallen: 1. das Meer (Physik des Meeres); 2. die Ozeane (Küsten und Inseln, Topographie der Ozeane); 3. die Organismen im Meere (Pflanzen- und Tierleben); 4. das Leben auf dem Meere (Ethnographie, Fischer- und Schifferleben); 5. das Meer im Kulturleben (Kosmogonie, Geschichte und Sage, Handel und Seewesen, die Poesie des Meeres). Auch diesem Werke haftet der charakteristische Zug unserer Literaturperiode an, das Streben nach dem Vielumfassenden, den Gegenstand in Umfang und Tiefe Erschöpfenden, in allen seinen Beziehungen mit allen Mitteln der Wissenschaft und Technik Darstellenden an. Die uns vorliegenden zehn ersten Lieferungen erfüllen was der Prospekt verspricht, in Wort und Bild, durch das letztere in Schwarz- und Buntdruck, in Karten, Plänen und Zeichnungen jeder Art das erstere ergänzend, anziehender und verständlicher machend. Sobald das Werk vollständig in unsern Händen ist, werden wir auf dasselbe ausführlicher zurückkommen.“

Rätsel.

Mit L kann es und tut's fast jeder,
Mit T in der Regel nur geistliche Herrn,
Mit S verschmäht's oft Geistliche weder,
Noch Laien, doch besser sie hielten sich's fern.
Mit H hat es jeder am liebsten von Gold,
Mit K jedoch kein Mensch es lieben sollt.

Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von W. Kautsky. (Schluß.) — Aus dem Klosterleben im Mittelalter. Von W. Blos. — Die Kulturfeindlichkeit des Islam. Von Karl Frohne. — Die Hofstittel der Professoren. Von Sigmund Münz. — Die Entstehung des Sonnen-Systems. Von L. Paschert. — Ein schnurrig Stüd Menschenleben. Humoristische Erzählung von Hans Edart. (Schluß.) — Loreley. Von F. Stern. (Mit Illustration.) — Uniere Illustrationen: Der Rattensänger von Hameln und das Rattenfängerhaus. — Samoa-Inulaner. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie und Technik: Betriebsresultate der elektrischen Beleuchtungsanlage in Berlin. — Herstellung künstlicher Hornmassen. — Erkennen von Holzstoff in Papier. — Verbindung von Leder mit Metall. — Länder- und Völkerkunde: Der Kulturzustand Japans. — Sprechsaal für jedermann. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Konservierung des Fleisches. II. D. Durch fäulniswidrige Stoffe: 13) Kohlenensäure; 14) Kohlenoxydgas; 15) Komprimierte Gase. — Petersilie und Sellerie im Winter stets frisch zu erhalten. — Literarische Umschau: Von Ozean zu Ozean. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Rätsel. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz.